

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — August.

No. 8.

Redaktion: Berlin N. 4, Invalidenstr. 145.

„Freie Universitäten“ und „Volks-Universitäten“ in Deutschland.

Ein Wort zur Verständigung.

Von Wilhelm Bölsche in Zürich.

Die Bewegung, um die es sich handelt, ist nicht das Hirngespinnst eines Einzelnen. Sie gährt seit Jahren in zahlreichen Köpfen, in den verschiedensten Ländern. Seitdem der Begriff „Bildung“ flüssig geworden ist, seitdem er sich losgelöst hat von einer einzelnen Klasse, einer bestimmten Erziehungsmethode — seitdem ist auch der Gedanke nicht zur Ruhe gekommen, dass mit dem Begriff der „Universität“ noch etwas Universaleres gefasst sein könne, als wir in das gangbare Wort hineinlegen — dass auch dieser Begriff noch eine Entwicklung zulasse weit über seine bestehende Erscheinungsform hinaus. Allmählich sind dann Worte, Schlagworte gekommen. Sehr verschiedene Schlagworte. Der Eine fühlte am Stärksten eine gewisse Beengung, den Zwang in unserm offiziellen Universitätskörper: er fasste das, was ihm unklar als Erweiterung vorschwebte, in das Wort „Freie Universität“. Andere, die mehr aus der sozialen Bewegung kamen, fanden den Gegensatz am Kürzesten mit „Volks-Universität“ ausgedrückt.

Bildung soll auf alle Fälle in einer neuen, verstärkten Weise verbreitet werden. In „freierer“ Weise, als es die bestehenden Universitäten ihrem Bau nach vermögen. Im Sinne einer „Volks-Universität“, indem nicht an einen auserwählten Kreis studirender Jugend gedacht wird, sondern an die ganze Masse der irgendwie Bildungsbedürftigen ohne Unterschied des Standes. Im Ganzen soll zusammengefasst werden, was bisher überwiegend als Arbeit Einzelner, in populären Schriften, in gemeinverständlichen Vorträgen, für die Allgemeinbildung geleistet wurde. Und zwar soll es zusammengefasst werden in einer Form, die am meisten Aehnlichkeit doch immer wieder mit der alten „Universität“ hat. Wobei auch Vorschläge laut werden, es solle nicht nur ein ideelles, sondern ein wirkliches Band zwischen der alten Institution und

der neuen gesucht werden, in irgend einer Weise, über die man sich allerdings nicht sehr klar ist.

Ueberall schwebt so ein allgemeines Bild vor, aber die Bestandtheile, die es bilden, decken sich dabei nicht allgemein. Das ist gerade typisch für eine echte Bewegung. Es sprechen in ihr viele Faktoren mit, sie vereinigt eine ganze Reihe von Bedürfnissen. Aber je tiefer, je verzweigter die Wurzeln, desto schwerer ist es oft, in der Praxis etwas aus solcher vielköpfigen Empfindung zu machen. Im Augenblick erklingt der Ruf, dass die Sache bei uns aktuell geworden sei. Die „Gesellschaft für ethische Kultur“ legt sich in's Zeug dafür. Sie plant einen ernsthaften praktischen Versuch — oder wenigstens veranstaltet sie Debatten, wie ein solcher anzustellen wäre. In Berlin und in Zürich wird darüber verhandelt. Solche Verhandlungen haben zunächst den Werth, dass sie aufdringlich zeigen, dass eine Frage der Art existirt. So fangen denn auch die Zeitungen schon an, davon Notiz zu nehmen, und das Problem tritt aus einem gewissen ängstlich tastenden Stadium heraus in den lebhaft wogenden Streit. Es kommt auch dabei zur Sprache, was bisher in verwandten, oft dem Namen nach noch fremden, aber ideell ähnlichen Versuchen zur Praxis schon geleistet worden ist.

Aber gerade jetzt wird auch die Gefahr akut, dass die verschiedenen Motive ein ganz unklares Programm erzeugen. Man kommt zusammen und redet. Eines jener Schlagworte oder auch beide kombinirt schweben als Geist über den Wassern, und Jeder glaubt beim Eintritt zu wissen, was Alle beseelt. Aber dann kommt die Debatte und es scheint dem unbefangenen Hörer, dass Jeder thatsächlich etwas Anderes wolle als jeder Zweite. Statt zu klären, verwirren sich die Parteien aneinander. So könnte es leicht geschehen, dass gerade der wohl gemeinte Ruf zur Praxis die gesunden Gefühle verschütte und das Ganze rückwärts treibe statt vorwärts. Ich habe die Empfindung, als solle hier Jeder eingreifen, der auch nur ein ganz klein wenig Klarheit über die berechtignte Verschiedenheit der Motive, ein ganz klein wenig Ueberblick aber auch über die trotzdem vorhandene Einheit des Hauptgedankens zu besitzen glaubt.

Gehen wir von dem Wort aus, das überall den gemeinsamen Grundstock der Schlagworte bildet: dem Wort Universität. Es scheint mir dringlich nöthig, dass über unsere offiziellen Universitäten volle Klarheit herrsche, ehe der Begriff in einem neuen Sinne verwerthet wird. Für die Praxis erhellt daraus denn auch sofort, ob die geplante Neuschöpfung ein Ableger dieser offiziellen Universitätspflanze sein könne oder ob sie völlig unabhängig ihre Existenz aufbauen müsse; gleich hier ist die Konfusion in den mir bisher sichtbar gewordenen Aeusserungen ganz ausserordentlich gross und möglicher Weise verhängnissvoll für das ganze Beginnen.

Der geschichtliche Lauf der Dinge mit seiner untrennbar engen Verknüpfung sozialer Verhältnisse und geistigen Fortschritts hat es mit sich gebracht, dass in dem Wesen unserer Universitäten ein Doppelmotiv steckt, eine Zweiheit, die unverkennbar auf den Gesamtwerth drückt. Auf der einen Seite ist die Universität eine Hochburg der

Forschung. Sie schafft dieser Forschung die möglichst günstigen Bedingungen unter den augenblicklich Mitarbeitenden. Und sie pflanzt gleichzeitig ihre Methode fort, hilft die Praxis des Forschens auf neue Kräfte übertragen, erzieht immer frische Generationen von Forschern, die ein einheitliches Werk ohne Unterschied der Person fortzuführen bestrebt sind. Auf der andern Seite dient die Universität dem Brotstudium einer Anzahl junger Leute; sie vermittelt gegen Bezahlung eine gewisse Summe von Kenntnissen, über die bei einem Examen quittirt wird; die Quittung ermöglicht dem Betreffenden, eine gewisse wirtschaftliche Versorgung zu erlangen oder wenigstens in's Auge zu fassen; von einer einheitlichen Idee, die über den Personen stände, ist nach dieser Seite keine Rede, es wird einfach etwas verkauft und Jeder macht damit, was er für sich braucht im allgemeinen wirtschaftlichen Konkurrenzkampfe. Es ist klar, dass diese beiden fundamental verschiedenen Zwecke zu sehr fühlbaren Schwierigkeiten drängen müssen, und in der That bewegt sich unser offizielles Universitätsleben innerhalb der Unruhen und Unzuträglichkeiten von jener Seite immer mühsamer vorwärts. Bisweilen glaubt man bereits eine Zukunft aufdämmern zu sehen, wo das einheitliche Institut zu Gunsten seiner zwei Motive sich in zwei gesonderte Körper auflöst. Was gegenwärtig die Einheit mühsam aufrecht erhält, ist zum Theil nur noch der Glaube, dass durch die Verknüpfung von idealem Forschungs-Institut und reinem Brot-Institut doch auch auf die Studenten, die der Forschung nie angehören werden, eine gewisse Läuterung und ideelle Weihe übergehe, wie sie die selbstlose Forschung an sich zweifellos ausstrahlt. Leider ist in der Praxis heute zu behaupten, dass die Verknüpfung sich mehr und mehr zum Schaden der Forschung entwickelt: der grob materielle Zug, den das nackte Brotstudium in die Dinge bringt, überwuchert alle Tage mehr auch die Forschung, anstatt umgekehrt. Dazu kommen andere unvermeidliche Konflikte. Die Forschung ist ihrem tiefsten Wesen nach unabhängig, frei, ohne andere Verantwortung als die vor dem heiligen Geist der Wahrheit. Sie hat innerlich mit dem Staat nichts zu thun, und ihr äusseres Verhältniss zu ihm wird allezeit ein loses, jeden Augenblick kündbares sein. Jene Institution dagegen, die gewisse Zeugnisse für den Broterwerb liefert, lässt sich unmöglich aus der Abhängigkeit von anderen Institutionen, und zwar in erster Linie dem Staat, herauslösen. Jene Zeugnisse sollen ja in allererster Linie gewisse Arten des Broterwerbs ermöglichen, deren Vergebung der Staat ganz oder doch in wesentlichen Punkten in Händen hat. Das ist nur möglich, wenn der Staat die volle Kontrolle über die Zeugnisserwerbung und Zeugnisverleihung sich wahrt. So ist die Universität in ihrer Doppelrolle zugleich ein freies und ein staatliches Institut — eine Unmöglichkeit, die sich einfach darin rächt, dass auch die Freiheit der Forschung bei den verschiedensten Gelegenheiten praktisch unter Staatskontrolle geräth und damit naturgemäss eine schwere Einbusse erleidet. Es ist nöthig, sich diese Dinge klar zu vergegenwärtigen, um ein Bild davon zu bekommen, was man von der modernen Universität erwarten darf und was nicht. Wie sie vor uns steht, trägt diese Universität in

sich einen solchen Konflikt, dass sie in absehbarer Zeit genug zu thun haben wird, um in sich selbst auch nur eine annähernde Klärung herbeizuführen. Jedenfalls ist es schlechterdings unmöglich, ihr noch neue Lasten aufzuhalsen, ganz einerlei, ob diese nun realer oder idealer Natur seien. Jede Form einer Erweiterung des vorhandenen Universitätskörpers wäre aber eine solche Last.

Wenn ich mich allerdings auf eine ideale Höhe stelle, so ist gewiss sehr leicht ersichtlich, dass in den „Begriff“ der Universität noch etwas hineinpasste, das als vollkommen gleich mächtiges Drittes neben jene beiden genannten Motive zu stellen wäre. Zu der reinen Forschungsanstalt und der reinen Brotanstalt liesse sich nur zu gut denken eine dritte Rolle als Anstalt für allgemeine Bildung — allgemeine Bildung im Sinne einer Bildung für Solche, die weder ihr Leben der strengen Forschung selbst widmen möchten, noch auf der andern Seite durch Einpauken einiger Ergebnisse dieser Forschung sich eine Anwartschaft auf Brot erwerben möchten. Im weitesten Sinne berührte sich gerade dieses Programm wohl mit Allem, was trotz verschiedenster Detailmeinung für die „Volks-Universitäten“ oder „Freien Universitäten“ erwartet wird. Aber wie die Dinge liegen, wäre seine Einfügung in den Lehrkörper der bestehenden Universität der Tod dieser Universität. Ich werde gleich noch darauf kommen, welche Kreise eigentlich mit dem Worte „Volk“ heute gemeint sein sollen. Jedenfalls aber werden es in jeder Auffassung beträchtliche Massen sein. Gegenwärtig ist das Schutzmittel, mit dessen Hülfe die offizielle Universität in ihrem bestehenden Zustande allein existiren kann, die Beschränkung ihrer Zuhörerschaft auf eine immerhin noch relativ kleine Auswahl von Hörern. In diese Auswahl wird zugleich eine gewisse Einheit hineingebracht durch die Forderung einer bestimmten Vorbildung, die den Universitätsunterricht sowohl nach der Forschungs- wie nach der Brotseite ausserordentlich erleichtert. Eine plötzliche rapide Zahlenvergrösserung unter gleichzeitigem Fall jener Vorbildungs-Einheit würde die beiden gegenwärtigen Zwecke der Universität gleichmässig lähmen. Die strenge Forschung, die ihrem Wesen nach stets in möglichst engem Kreise blüht, würde noch mehr leiden als jetzt. Es ist jetzt schon schlimm genug, wenn der Professor von seiner echten Forscherarbeit jeden Augenblick abberufen wird, um — nicht junge Kräfte in die Forschungsarbeit einzuweihen, was immerhin noch ein sehr edler und nothwendiger Beruf ist — sondern um jungen Leuten etwas zum Zweck ihrer wirtschaftlichen Versorgung einzutrichtern und sie darüber zu examiniren, ob sie reif zur Anwartschaft auf diese Versorgung sind. Diesen Professor jetzt noch mit der Sorge für tausend gemischte, in ihrer Vorbildung unübersehbare „allgemeine Bildungsbedürftige“ belasten, hiesse ihm den letzten Rest von Zeit für seine eigentliche Lebensaufgabe als Forscher endgültig wegnehmen. Nicht minder würde von solcher Sorge die andere Seite der Universität geschädigt. So lange wir aber in einem Wirrwarr sozialer Dinge leben, bei dem von so und so viel Menschen ein gewisses mässiges Quantum eingepaukter medizinischer, juristischer oder philosophischer Weisheit wirklich als Schlüssel

zur wirtschaftlichen Versorgung benutzt wird, so lange müssen wir auch hier den Dingen ihr leidiges Existenzrecht wenigstens ungeschmälert lassen. Wir dürfen jedenfalls billiger Weise nicht verlangen, dass so und so viel Existenzen in der Vorbedingung ihrer Brotversorgung benachtheiligt werden sollen, weil so und so viel Andere in derselben Zeit die verfügbaren Lehrkräfte für allgemeine Bildungszwecke in Anspruch nehmen wollen. Schliesslich aber: selbst angenommen, es ginge durch eine ungeheuerliche Mehrbelastung der Dozenten und Vergrösserung des ganzen Universitätskörpers zu machen, dass auch die Hebung der Allgemeinbildung im weitesten volksthümlichsten Sinne ein „dritter Zweck“ der offiziellen Universität würde, — ich glaube gar nicht, dass damit der wirklichen Bewegung selbst, wie sie der Ruf nach Freien und Volks-Universitäten markirt, irgendwie genützt wäre. Mit der offiziellen Universität käme vor Allem jenes oben schon gekennzeichnete Dilemma hinsichtlich des Staates in die Sache hinein. Das Streben nach Allgemeinbildung bei Leuten, die von vornherein durchaus nicht nach staatlicher Approbation durch Examina und Titel, oder gar nach direkter Anstellung im Staatsdienste ausschauen, hat mit dem Staate innerlich ebenso wenig direkten Zusammenhang, wie die freie wissenschaftliche Forschung. In den offiziellen Universitätsorganismus eingesperrt, würde es aber ganz in derselben Weise in ein lähmendes Abhängigkeitsverhältniss gerathen müssen, wie es der freien Forschung und ihrer freien Lehre zu allen Zeiten widerfahren ist und nicht zum wenigsten auch heute wieder aller Enden widerfährt.

Im Sinne solcher Betrachtung scheint es mir also in erster Linie nöthig, Universität im offiziellen Sinne und Volks- oder freie Universität resolut getrennt zu halten. Was immer sich für ideelle Verwandtschaften in der Praxis zeigen mögen: jede faktische Verknüpfung wäre im höchsten Maasse vom Uebel und zwar für beide Theile. Wenn im Moment gerade aus Dozentenkreisen hier und da lebhaftere Zustimmung zu der neuen Bewegung laut wird und sogar praktische Antheilnahme versprochen oder bereits geleistet wird, so spricht das für den edlen und volksfreundlichen Geist in einem Theil unserer Universitätskreise, an dem ja ohnehin Niemand leicht gezweifelt hat. Ich glaube sogar, dass unter unseren Professoren und Privatdozenten ein gewisser Prozentsatz vorhanden ist, der weder für die ganz strenge Detail-Forschung noch für die grobe Handlangerarbeit des Eindrillens zur „wissenschaftlichen“ Lebensversorgung sehr geeignet ist, dagegen auf's Beste für die Zwecke eines freien Instituts für Allgemeinbildung zu gebrauchen wäre. Diese That-sachen ändern aber nichts an der fundamentalen Gegensätzlichkeit des echten Universitätskörpers und der geplanten Neuschöpfung, soweit der eigentliche Bau, die innere Organisation als Ganzes, in Betracht kommt.

Soll das Wort „Freie Universität“ einen wirklichen Sinn haben, so kann er nur aus der klaren Erkenntniss dieser Gegensätzlichkeit hervorgehen. Es bedeutet dann so viel, wie: frei von den Motiven, Konflikten und Fesseln der bestehenden Universität — frei von der strengen Detail-Forschung, wie von der Versorgungs-Paukerey, frei von den Hemmungen, die aus der unnatürlichen Verquickung beider für beide

entstehen, und frei endlich von jedem intimeren Abhängigkeitsverhältniss vom Staate über das hinaus, was heute so wie so jedem Verein, habe er nun diese oder jene Tendenz, auferlegt ist.

Ich weiss allerdings sehr wohl, dass diese Auffassung von einer grossen Zahl Vertreter der Bewegung selbst auf's Schärfste wird bestritten werden. Bestreiten müssen sie alle, die davon ausgehen, dass die Bewegung bestimmt werde durch gewisse praktische Versuche, die bisher — nicht in Deutschland — bereits unternommen worden sind. Man verweist auf die populären Kurse, die seit längerer Zeit in England in direktem Anschluss an die Universitäten Cambridge, Oxford und London bestehen. In Amerika sind solche Kurse in grossartigstem Maassstabe im Gange und zwar wesentlich auch in Zusammenhang mit den eigentlichen Universitäten, wobei man allerdings berücksichtigen muss, dass das amerikanische Universitätsleben sich nicht ohne Weiteres mit unserem deckt. In Wien ist, wenn ich recht berichtet bin, der Verlauf der Dinge so gewesen, dass nach gewissen misslungenen Versuchen ein freies Unternehmen aus Privatmitteln über Wasser zu halten, eine Anzahl von offiziellen Professoren vor ein paar Jahren durch eine Petition den akademischen Senat der Universität Wien bewogen haben, volksthümliche Vortragskurse zu eröffnen, — zur Deckung der Kosten hat dann der Unterrichtsminister, also der Staat, zunächst 6000 Gulden bewilligt und ähnliche dauernde Unterstützung zugesagt. Wem Beispiele, wie dieses letztere maassgebend sind, der wird freilich ganz andere Wege einschlagen müssen, als sie in der Linie des oben Gesagten liegen. Ich für mein Theil sehe in dem Wiener Beispiel den typischen Fall, wie die Sache nicht angebahnt werden sollte, und bin fest überzeugt, dass jene von mir angedeuteten, hier nicht vermiedenen Unzuträglichkeiten sich sehr bald so schwer rächen werden, dass der Versuch nicht weiter ernsthaft in der Bewegung mitzählt.

Wie gefährlich allein schon jeder Anlauf ist, den Staat in die Sache hineinzuziehen, darüber giebt nichts so gute Aufschlüsse wie eine Betrachtung der engeren Elemente, die als Publikum gedacht werden. Wir kommen hier von selber auf einen zweiten hochwichtigen Punkt. Auf welche Zuhörer wird gerechnet? Hier ist das Wort „Volk“ zugleich glücklich und verhängnissvoll. In den gelegentlichen Verhandlungen über unsere Sache, denen ich beigewohnt habe, sind mir gleich die wunderlichsten Gegensätze in der Auffassung des Begriffs „Volk“ zu Ohren gekommen. Einige verstanden unter Volk ohne Weiteres die „Arbeiter“ im engsten Sinne. Sie erinnerten sich dabei zum Theil an gewisse Selbsthilfs-Versuche der grossstädtischen Arbeiter, um zu besserer Bildung zu kommen, und hofften von einem lebhaften Entgegenkommen bei dem geplanten Unternehmen das Beste. Andere dachten an die Masse aller Halbgebildeten, denen die neue Universität jetzt echte Bildung beibringen solle, wobei freilich auch gegnerische Stimmen laut wurden, die grade ein Anwachsen der unbrauchbaren Halbbildung als Ergebniss der neuen Bewegung prophezeihten. Ein Professor sprach von den Männern der Wissenschaft, die jetzt zum Volk herabsteigen würden; ihm war das Volk offenbar die Gesamtheit aller Laien vor

den Stufen jeder einzelnen Fachwissenschaft. Ich muss gestehen, dass ich mit all diesen Definitionen: Arbeiter, Halbgebildeter, Laie bei der praktischen Begründung einer wirklichen Volksuniversität in dieser Stunde und unter diesen Verhältnissen verzweifelt wenig anzufangen wüsste. Sollen wir die „Arbeiter“ (das Wort in Anführungszeichen gebraucht!) als unser Publikum denken, so müssen wir eine Universität schaffen für Solche, denen ihre Lebenslage im Allgemeinen schon den Besuch eines Gymnasiums versagt hat. Eine Universität für die sogenannten „Halbgebildeten“ müsste wohl vor allem die berücksichtigen, die ungefähr Gymnasialbildung besäßen, aber die offizielle Universität nicht besucht hätten. Bei der Rubrik „Laien“ aber kämen auch noch die in Betracht, die die offizielle Universität mit Erfolg besucht, aber naturgemäss dort nur ein Fach studirt hätten; denn auch der beste Fachmann ist dem fremden Fach gegenüber wieder „Laie“. Alle drei Forderungen zusammengefasst, hätten wir die Totalität aller Menschen in der ganzen Kulturnation vor Augen als Zuhörer unserer Volksuniversität. Das mag gut klingen, wenn es sich um die Kraftstelle einer Festrede handelt. Aber für die Praxis löst sich damit das Projekt in blauen Dunst auf, und wir nähern uns jenen trefflichen Vereinen, die die „Menschheit“ zu sich einladen und verwundert waren, leere Bänke zu sehen, während sie ohne Frage ein volles Haus mit einem Reformprogramm für die Radfahrer oder die Kanarienvogelzüchter erzielt hätten. Es gilt meines Erachtens nicht, den Begriff Volk in allerlei Varianten zu definiren: es gilt einige Punkte zunächst herauszuheben, wo der Bewegung für Volksuniversitäten ein unmittelbares Bedürfniss entgegenkommt. Nur diese und keine andern Punkte sind reif für eine Neuschöpfung. Würde man in die Tiefe blicken können, so würde man sehen, dass sie sogar die Bewegung letzten Endes direkt angeregt haben. Denn diese ist, wie ich schon zu Beginn gesagt habe, nicht am grünen Tisch erfunden worden. Wohl aber hat man am grünen Tisch trotz bester Absicht bisher sehr stark dahin gearbeitet, die wahren Motive wieder zu verschütten. An drei Stellen unseres Volkslebens ist das Bedürfniss nach Volksuniversitäten oder freien Universitäten irgend welcher Art nicht bloss vorhanden, sondern man kann wohl sagen, es schreit geradezu zum Himmel. Alle drei Stellen sind ausserhalb jeder Verschwommenheit und die Frage der Praxis ist bloss die, ob sie sich alle drei unter einen Hut bringen lassen. Jedenfalls aber muss man sie, ehe man an das letztere Problem herantritt, klar vor Augen haben.

(Schluss folgt im nächsten Heft.)

Freiheit durch Entwicklung.

Von H. van Kol in Aywailles.

Alles Bestehende ist dem Gesetz der Entwicklung unterworfen. Kein Baum wächst, kein Keim wird Mensch, kein Planet entsteht und kein Sonnensystem verschwindet ohne diesem allherrschenden Naturgesetz zu gehorchen.

Auch der Mensch, der Staat, die Gesellschaft sind ihm unterworfen. Schon vor seiner Geburt durchläuft der Mensch im Mutterleibe alle jene Formen, welche sein Geschlecht auf seinem jahrtausendelangen Entwicklungsgange annahm, um vom Urschleim zum Thier und vom Thier zum Menschen zu werden; dem unwandelbaren Entwicklungsgesetze bleibt der Mensch auch nach seiner Geburt unterthan; es beherrscht sowohl sein Wachsthum, seinen Körper, als seine Lebensanschauung, seine Freiheit. Und wie das Individuum von diesem Gesetz beherrscht wird, so natürlich auch die Vereinigung von Individuen, die wir Gesellschaft nennen.

Mensch und Gesellschaft können nicht beliebige Formen annehmen. Alles muss seinen natürlichen Lauf haben, muss sich entwickeln, muss wachsen. Und darum wollen wir das natürliche Wachsen der Freiheit jetzt untersuchen. Die gesammte Geschichte der Menschheit war ein unablässiger Kampf zwischen Herren und Sklaven, Grundherren und Leibeigenen, Meistern und Gesellen, Kapitalisten und Proletariern, der die Chroniken der Jahrhunderte füllt. Unter Schmerzen und Pein brach die Freiheit sich Bahn, jeder Schritt voran erforderte neue Leiden und Opfer. Jetzt schien die Freiheit dem Siege nahe, dann wieder rettungslos und für immer verloren; bisweilen rang sie sich schnell empor, um dann wieder für lange Jahre niedergedrückt zu werden. Doch am Ende war die Menschheit nach jeder Periode ein wenig vorwärts gekommen, wussten stets neue Schichten der Menschheit die Freiheit zu erobern. Sieben Jahrhunderte muss die Bourgeoisie kämpfen, um das Joch des Adels und der Fürsten von den Schultern zu werfen, und kaum ist sie frei, so nimmt das zahlreiche Proletariat den Kampf um Freiheit und Menschenrechte wieder auf. Glück und Freiheit zu erobern für die arbeitende Klasse, das ist der Kampf unserer Tage, der Klassenkampf des 19. Jahrhunderts.

Die soziale Frage ist durchaus nicht nur eine Magenfrage, nicht nur ein Kampf um's Brot; noch andere Bedürfnisse, noch andere als rein materielle Begierden erheischen Befriedigung. Der Sozialismus wäre nur ein thierischer Kampf um einen Bissen Fleisch, um eine Schnitte Brot, wenn er nicht zugleich nach der Erfüllung jener höheren Bedürfnisse strebte, die so tief in unserm Busen wohnen, der Sehnsucht nach Freiheit und Gleichheit.

Freiheit und Glück für alle, das ist es, was wir erstreben, was wir aber noch lange nicht erreichen werden, wenn wir nicht den wirklichen Zuständen Rechnung tragen, statt dem Unmöglichen nachzujagen und wie Kinder unsere Zeit damit zu verträdeln, nach den Sternen zu greifen. Die Forderung des Denkers muss unsere Kampfeslosung sein, nicht der Ruf des Schwärmers. Mit dem natürlichen Wachsthum müssen wir rechnen, denn mehr als das Wachsthum befördern, die Entwicklung beschleunigen, können wir nicht. Wenn wir die Entwicklung der Freiheit in der Vergangenheit verfolgen, können wir ihr Wachsthum für die nächste Zukunft voraussagen und schliessen, welcher Grad von Freiheit schon für die jetzt lebenden Menschen erreichbar ist. Wir können die Hindernisse wegräumen, welche es jetzt der Menschheit wehren, an die lange Kette des Kulturfortschritts ein neues Glied zu fügen.

* * *

Beantworten wir uns zunächst einmal die Frage: „Was ist frei sein?“ — Frei ist jeder, der die Macht besitzt, seinen Willen auszuführen. Es giebt deshalb ebenso viel Sorten von Freiheit wie es Aeusserungen des menschlichen Willens giebt. Hier aber sprechen wir nur über die Freiheit des Individuums, das mit andern Individuen in Berührung kommt, und dann bedeutet Freiheit das Fehlen aller künstlichen Beschränkung in der Ausübung des persönlichen Willens.

Wer war hiernach in der Vergangenheit frei und wer unfrei? Ein Rückblick in die Geschichte wird uns auf unsere Frage Antwort geben. Hier sei die Antwort nur angedeutet.

In den uralten Zeiten der Horde und der Gens, wo alles der Gemeinschaft, den Blutsverwandten oder dem Stamm gehörte, waren alle Stammgenossen gleich und frei. Durch die entstehende Ungleichheit des Besitzes und die Einführung des Privateigenthums sah man die ursprüngliche Freiheit verschwinden. Der vornehmlichste Reichthum war der Besitz des Bodens, und bei den Griechen und Römern waren die Grundbesitzer die herrschenden Freien, die besitzlose Menge bestand aus Sklaven. Als tapfere Krieger die germanischen Wälder verliessen und mit dem Schwert in der Hand weite Länder eroberten, entstand das Lehnsystem, unter welchem der Fürst und der grundbesitzende Adel alle Macht und Freiheit besaßen, die enterbten Hörigen und Leibeigenen dagegen bedrückt wurden. Durch die Entwicklung des Handels und der Industrie entstanden neue Reichthümer, Geld wurde das alles beherrschende Tauschmittel; der Grundbesitz verlor seine überwiegende Bedeutung, und Adel, Kirche und Fürsten mußten die Herrschaft der reichen Kaufleute und Zunftmeister anerkennen. Die industriellen Stände theilten sich in Meister und Gesellen, in Kapitalist und Lohnarbeiter; in eine Minderheit, die über alle Reichthümer der Erde und alle Arbeitsmittel verfügt, und in eine grosse Masse Besitzloser. In dem Maasse, wie das Fabrikwesen sich verbesserte, neue Erfindungen die Produktion vergrösserten, bessere Maschinen sie in's Riesenhafte anwachsen liessen und ungeheure Reichthümer sich in den Händen des Bürgerthums anhäuften, bekam dieses alle Macht in die Hände auf Kosten des hinabgedrückten Proletariats. Die Staatsmacht war also stets in den Händen der besitzenden Klasse, ob diese sich nun Edelmann, Fürst, Zunftmeister oder Kapitalist nannte. Besitz gab allezeit Macht, mit der Besitzlosigkeit war immer und überall Unfreiheit verbunden.

Die Vertheilung des Besitzes entscheidet über die Staatseinrichtungen und die Rechtsformen, also auch über die Freiheit des Einzelnen. Das Privateigenthum hatte stets Unterdrückung zur Folge. Der Gemeinbesitz der Produktionsmittel dagegen kann allein die Freiheit Aller verbürgen. Wer die Einwilligung eines Andern braucht, um arbeiten und leben zu können, wer flehentlich um Arbeit bitten muss, um nicht Hungers zu sterben, wer täglich Gefahr läuft, durch Arbeitslosigkeit in den Abgrund des Elends geschleudert zu werden — der ist nicht frei, kann nicht frei sein. Um also die individuelle Freiheit zu fördern, muss man die Mittel zum Leben Allen zugänglich machen. Hebt die ungleiche Vertheilung für Klassen und Individuen auf, und der Keim zur Freiheit ist gelegt; der Keim, der sich entwickeln kann und wird, der aber nicht auf einen Schlag ein ausgewachsener Baum werden wird.

Deshalb kämpfen wir für die Freiheit, wenn wir, auf welche Art es auch sei, der Herrschaft einiger Wenigen über alle Lebensmittel ein Ende machen. Wir kämpfen für die Freiheit, wenn wir ihnen die Produktionsmittel nehmen, wenn wir den Kapitalisten ihren Raub am gemeinschaftlichen Erbe der Menschheit entreissen. Wenn uns das gelingt — dann ist die Bahn offen für die Entwicklung der Freiheit. Nur für die Entwicklung der Freiheit, denn vollkommene Freiheit ist noch in langen, langen Jahren nicht zu erwarten. Noch lange wird der Widerstreit zwischen den persönlichen und den allgemeinen Interessen fortbestehen, noch lange wird nicht Jeder all seinen Bedürfnissen Genüge thun können, ohne andere zu benachtheiligen. So lange noch Vielen die Arbeit als eine Last erscheint, wird eine Regelung nothwendig sein, welche die Einzelnen hindert, beim Nichtsthun zu schwelgen, welche die Ausbeutung der Fleissigen durch die Faulen unmöglich macht. Je tiefer die Gleichheit die

Herzen durchdringen wird, je edler und besser die Menschen werden, desto grösser wird ihre Freiheit, desto geringer die Autorität werden. Doch wo Regelung unentbehrlich, Einschränkung der Freiheit unvermeidlich sich zeigt, da muss jeder Einzelne sich den Lebenserfordernissen der Gemeinschaft unterwerfen.

Wenn wir in dieser Richtung fortschreiten, werden in der kommenden Gesellschaft die Interessen stets mehr und mehr mit einander übereinstimmen, und wir uns Schritt für Schritt dem Freiheits-Ideal nähern, ohne jedoch jemals die absolute Freiheit zu erreichen. Das so weit entfernte Ideal wird eine Reihe von Umbildungen des menschlichen Charakters erfordern, wovon man kein Glied überspringen kann, und deren letzte Stadien noch nicht einmal zu muthmassen sind. Das Fehlen jeder Freiheitsbeschränkung würde jetzt auf das Uebergewicht des Starken, des Schlaunen, des Gewissenlosen hinauslaufen, da gerade die Schlechten in diesem Streit triumphiren würden. Das tolle Drängen nach vollkommener Freiheit des Individuums, das in der Schule der Gleichheit noch keine Brüderlichkeit und Hingebung gelernt hat, würde das lebende Geschlecht in seiner Selbstsucht bestärken und die Sonne der Freiheit noch auf lange verdunkeln. Alle Menschen haben gleiche Ansprüche, die Einen haben nicht mehr noch minder zu verlangen als die Andern, aber die Interessen der Gemeinschaft entscheiden über die Rechte und Freiheiten der Individuen. So lange es widerstreitende Interessen giebt — und das wird noch lange der Fall sein — ist eine regelnde Macht nöthig; erst wenn alle Ursache zu Zwist und Hass, zu Missgunst und Ehrsucht verschwunden sind, wird Friede und Eintracht unter den Menschen herrschen und die Freiheit ihren Gipfelpunkt erreichen können.

* * *

Wir haben gesehen, dass eine Autorität unvermeidlich ist. Es fragt sich nun, durch wen diese Autorität auszuüben sei. Für uns lautet die Antwort: Durch Alle in gleichem Maasse.

Die Autorität hat schon viele Formen durchlaufen. Erst übte sie der Krieger aus, dann der Priester; später der Adel und noch später der Reiche. Heute erhebt man die Forderung, dass jedes erwachsene Individuum auf die Regelung der Staatsgewalt Einfluss habe. Nach der Despotie Einzelner sehen wir immer grössere Gruppen an der Regierung theilnehmen, und ein ehrlich angewandtes allgemeines Wahlrecht aller Männer und Frauen wird schliesslich die Volksregierung begründen.

Ein System der Vertretung, ein Parlament, wird also nothwendig sein. So lange keine neuen Formen der Volksregierung entdeckt sind, wird man wohl die alten verbessern müssen, so gebrechlich sie auch scheinen mögen. Soll man eine Maschine in Stücke schlagen, weil sie nicht vollkommen ist? Das parlamentarische System ist recht unvollkommen; aber so lange müssen wir es gebrauchen und verbessern, bis sich etwas Brauchbareres findet. Und es kann schon sofort durch Referendum und Initiative verbessert werden. Ferner dadurch, dass man den Individuen, den Gruppen, den Fachvereinen, den Gemeinden, soviel wie möglich Freiheit lässt. Dem Staat braucht nicht zu viel Macht eingeräumt zu werden; in der Hauptsache muss er das Zentralorgan sein, das das Ganze umfasst, alle nothwendigen Vermittelungen übernimmt, über die gute Ausführung der Gesetze wacht und nur den ihm gewordenen Auftrag vollführt. Der Staat muss dem Volkswillen unterthan sein, und nie können zu viel Vorkehrungen getroffen werden, um allen Missbrauch der Gewalt zu verhindern.

Der Staat wird dann mehr und mehr zu einem Verwaltungs-Comité, das nur eingreift, wenn das allgemeine Verlangen des Volkswillens es erheischt. Auf wirtschaftlichem Gebiet wird die öffentliche Gewalt einen mehr und mehr zentralen, auf politischem Gebiet einen mehr und mehr föderativen Charakter annehmen. Die Regelung der Produktion und des Konsums wird durch die Entwicklung der Industrie stets minder individuell und mehr kollektiv werden. Man wird dagegen die politischen Gewalten, die mit der Sorge für die öffentliche Sicherheit, für Rechtsprechung u. s. w. betraut sind, immer mehr den Gemeinden überlassen können. Je höher die Individuen auf der Leiter der Zivilisation steigen, desto weniger wird sich hier die Autorität als nöthig erweisen.

Die Menschheit hat nur erst einen kleinen Theil ihres Daseins durchlaufen; noch haben wir das Thierische nicht abgestreift. Der Gang der Entwicklung war noch zu kurz, und wir sind noch weit von dem Ideal entfernt, das wir einst erreichen werden.

Was wir für jetzt erreichen können, ist dies: der Klassenstaat von heute soll verschwinden, so dass mit der Verschiedenheit des Besitzes die Klassen aufgehoben werden. Diesem Klassenstaat, der die niedrigsten Leidenschaften weckt und grosszieht, erklären wir den Krieg.

Doch wo der Staat eine Vereinigung von freien Männern und Frauen geworden ist, von Bürgern, die sich selbst befehlen und sich selbst gehorchen, da werden Freiheit und Autorität keine Gegensätze mehr sein, sondern sich gegenseitig stützen und läutern. Da wird die Autorität das Mittel sein, um das Ziel, die Freiheit, zu erreichen; da wird die Freiheit das Recht sein, das nur durch die Autorität Allen gewährleistet werden kann.

Der auf Gleichheit beruhende Volksstaat ist der unvermeidliche Uebergang zur Freiheit der Individuen. Der Sozialismus wird Brot für Alle schaffen und in einem Geschlecht von Gleichen den Geist der Freiheit und Brüderlichkeit erwecken. Der Sozialismus wird der erste Schritt sein auf der Bahn des Fortschritts, und die weitere Entwicklung muss den späteren Geschlechtern überlassen bleiben. Dieser Sozialismus wird siegen, nicht auf Kosten, sondern zum Vortheil der Freiheit der Völker und Individuen; diesem Sozialismus, der von allen Utopien frei bleibt, gehört die nächste Zukunft!

Ein neues Buch über die materialistische Geschichtsauffassung.

Kritisches und Referirendes.

Von Dr. Conrad Schmidt in Berlin.

(Schluss.)

Doch kommen wir auf Plechanow's Ausführungen, die wir im Detail hier leider nicht wiedergeben können, zurück! Nach ihm ist es der Glaube an die frei bildende Macht der durch bewusste Erwägungen geleiteten Gesetzgebung, durch welchen die materialistische Philosophie bei ihren historischen Reflexionen sich in unlösbare Widersprüche verwickelt. Einerseits hoben die Philosophen, indem sie den gewaltigen Einfluss der Erziehung (das Wort im weitesten Sinne genommen) be-

tonten, die bestimmende Gewalt hervor, welche das soziale Milieu auf alle Gesellschaftsglieder ausübt. Soweit denken sie in der von Marx später fortentwickelten Richtung. Andererseits aber, im Zusammenhange mit ihrem Glauben an die frei schaltende Gesetzgebung (von dem Helvetius freilich sich bereits emanzipiert hat), erklären sie das soziale Milieu selbst für ein Produkt der öffentlichen Meinung, respektive der Meinung der Gesetzgeber, wobei die Wirkung des sozialen Milieus dann einfach bei Seite geschoben wird. Auch ihr steter Appell an die „menschliche Natur“, als den Erklärungsgrund der menschlichen Geschichte und Prüfstein einer vollkommenen Gesetzgebung, verbirgt, wie Plechanow an anderer Stelle ausführt, ähnliche Widersprüche. Denn entweder ist die menschliche Natur etwas Konstantes, und dann ist es durchaus absurd, mit ihrer Hilfe die wesentlich variabeln Schicksale der Menschheit erklären zu wollen; oder sie selbst ist variabel, und dann muss man sich fragen, woher kommen ihre Veränderungen. Erst Marx habe durch sein Zurückgehen auf die Oekonomie, als die gewissermaassen zentrale gesellschaftliche Thätigkeit, für alle diese Widersprüche die richtige Lösung gefunden: „Indem der Mensch durch seine Arbeit auf die Natur ausser ihm wirkt, bewirkt er die Veränderung seiner eigenen Natur. Die menschliche Natur hat also ihrerseits eine Geschichte, und um sich von dieser Geschichte Rechenschaft zu geben, muss man begreifen, wie die Einwirkung des Menschen auf die Natur (vermittelt der Produktionsmittel) vor sich geht.“

Das ist gut und treffend gesagt. Aber eben dieser Passus, der in epigrammatischer Weise die Ueberlegenheit der materialistischen Geschichtsauffassung gegenüber der materialistischen Aufklärungsphilosophie hervorheben soll, führt uns zu dem Idealisten Rousseau zurück, der in Plechanow's „Beiträgen zur Geschichte des Materialismus“, wie bereits gesagt, keine (oder so gut wie keine) Berücksichtigung gefunden hat, und der trotzdem sich in genialster Weise dem Marxischen, die Widersprüche auflösenden Gedankengange nähert. Ich denke an seinen „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“, der durch mancherlei Wunderlichkeiten hindurch einen ganz eminenten Instinkt für die Erfassung des Wesentlichen in der menschlichen Entwicklungsgeschichte verräth.

Ausgehend von einer sehr feinen, natürlich auch von bloß konstruirten Zügen nicht freien Psychologie des Wilden, sieht er in der Entstehung des Privateigentums den eigentlichen Wendepunkt, der den Naturzustand vom zivilisirten unterscheidet. „Der Erste, der ein Feld eingezäunt hatte und sprach: dies gehört mir, und der Leute fand, thöricht genug, ihm dies zu glauben, war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Welche Kriege, Greuel und Mordthaten hätte nicht der dem menschlichen Geschlecht erspart, der die Umzäunung niedergerissen, oder den Graben ausgefüllt und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: Hütet Euch, auf diesen Schwindler zu hören; Ihr seid verloren, wenn Ihr vergesst, dass die Früchte Allen gehören und die Erde Niemandem.“ „Aber“, fügt Rousseau, seine rhetorische Ausdrucks-

weise realistisch sofort korrigierend, hinzu, „allem Anscheine nach waren damals die Dinge bereits so weit gediehen, dass sie in der alten Weise nicht mehr fort dauern konnten. Denn dieser Begriff des Eigenthums, der von so vielen früheren Begriffen abhängt, konnte nur allmählich entstehen. Es bedurfte vieler Fortschritte, einer grossen Vervollkommnung der Arbeit (bien de l'industrie) und der Einsichten, und ihrer stetigen Anwendung und Vermehrung von Zeitalter zu Zeitalter, bevor man zu diesem Endpunkt des Naturzustandes gelangen konnte.“

Einige Seiten später hebt er ganz direkt den technischen Fortschritt der Produktionsmittel als die Triebkraft hervor, welche zur Einführung des Eigenthums und zur Ausbeutung des Menschen durch den Menschen getrieben hat: „Die Eisenbereitung und der Ackerbau waren die beiden Künste, deren Erfindung diese grosse Revolution herbeigeführt hat. Für den Dichter sind es Gold und Silber, für den Philosophen Eisen und Getreide gewesen, die den Menschen zivilisirt und das Menschengeschlecht verdorben haben; sowohl das Eine wie das Andere war (hier glaubt man einen Vorläufer Morgan's zu hören) den wilden Stämmen Amerikas unbekannt, die eben aus diesem Grunde Wilde geblieben sind.“ Mit der, durch die ökonomische und intellektuelle Entwicklung angebahnten Zivilisation erwachen nun alle die Leidenschaften, welche die Ungleichheiten innerhalb der Gesellschaft weiter und weiter treiben.

Auch sieht Rousseau — hierin Marx antizipierend — in der menschlichen Natur nichts Konstantes, sondern ein durchaus Variables, für dessen Aenderungen der Grund in der Beschaffenheit des sozialen, ökonomisch bedingten Milieus zu suchen ist. Nur ein Zitat aus dem „Discours“ noch zum Beleg hierfür: „Wer die vergessenen Pfade entdeckte und verfolgte, die den Menschen aus dem Naturzustande in die Zivilisation hinüberführen mussten; wer die Zwischenglieder, auf die ich hinwies, durch diejenigen ergänzt, welche Zeitmangel mir zu erwähnen nicht gestattete oder die meiner Phantasie entgangen sind, muss betroffen sein über den ungeheueren Abstand, der beide Existenzweisen scheidet. In dieser langsamen Entwicklung wird er den Schlüssel zu unendlich vielen moralischen und politischen Problemen finden, welche die Philosophen nicht zu lösen vermögen. Er wird bemerken, dass das Menschengeschlecht eines Zeitalters nicht das Menschengeschlecht eines anderen Zeitalters ist, und dass der Grund, warum Diogenes keinen Menschen fand, darin liegt, dass er unter seinen Zeitgenossen nach dem Menschen eines vergangenen Zeitalters suchte. . . . Mit einem Wort, er wird es sich erklären, wie das menschliche Herz und seine Leidenschaften unmerklich sich modifiziren, sozusagen ihre Natur variirt; warum unsere Bedürfnisse und unsere Vergnügungen auf die Dauer ihren Gegenstand ändern; warum der primitive Mensch nach und nach verschwindet, und warum die Gesellschaft dem Weisen nur noch als ein Verein künstlicher Menschen und Leidenschaften erscheint, die ihrerseits das Produkt all' dieser neuen Verhältnisse

sind und nicht wirklich in der Natur wurzeln.“ Hier folgt dann in glänzender Ausführung eine Antithese des primitiven und des zivilisirten menschlichen Charakters, welch letzterer, von allem Glücke ruhiger Trägheit entfernt, nur der Ehre, der Macht, dem Reichthum lebt und unaufhörlich von der Eitelkeit in Bewegung gehalten wird.

Wie sehr auch Rousseau mit seinen bäuerlich-kleinbürgerlich gefärbten Naturrechtsideen im Gegensatze zu Marx steht, in seinen evolutionistischen Geschichtsausführungen, deren „dialektischen“ Charakter bereits Engels' Anti-Dühring scharf hervorgehoben hat, nähert er sich ihm in vielen und entscheidenden Punkten. Die Relativität dessen, was man menschliche Natur nennt, und die Abhängigkeit derselben von dem schliesslich ökonomisch bedingten sozialen Milieu sind von ihm in scharfer, die „materialistischen“ Philosophen oft beschämender Weise hervorgehoben. Sein „Idealismus“ oder besser gesagt, sein polemischer Gegensatz zum Materialismus hat ihn dabei durchaus nicht gehindert. Die Verbindung der Marxischen Geschichtsauffassung mit dem Materialismus ist eben nur lose, und jedenfalls beweist Rousseau's Beispiel zur Genüge unsere frühere Behauptung, dass die Vorgeschichte der Marxischen Evolutionsgedanken in keiner Weise mit einer „Geschichte des Materialismus“ zusammenfallen muss.

* * *

Alle diese Philosophen, auch Rousseau, kommen indess über sehr allgemein gehaltene historische Reflexionen nicht hinaus, und wissen vor allem ziemlich wenig über Wesen und Bedingungen der näheren historischen Gegenwart zu sagen. Erst die Historiker der Restaurationsperiode, die Guizot, Thierry, Mignet, denen das grosse Schauspiel der französischen Revolution den historischen Blick geschärft hat, dringen mehr in das Detail, betonen überall die Abhängigkeit der öffentlichen Institutionen von dem Charakter der konkreten Gesellschaft, und rücken vor allem den Begriff des Klassenkampfes in den Vordergrund der Betrachtung. Sie sind hierin die unmittelbaren Vorläufer der Marxischen Geschichtsauffassung.

Plechanow, der sie in seinem Buche nur summarisch vorführt, ist in dem bereits erwähnten, sehr lehrreichen Aufsätze „Augustin Thierry et la conception matérialiste de l'histoire“, (veröffentlicht in der neuen französischen sozialistischen Monatsschrift: „Devenir Social“, Novembernummer 1895) ausführlicher auf die Darstellung ihrer Ansichten eingegangen.

Da der Artikel wohl nur wenigen deutschen Lesern zu Gesicht gekommen, so seien einige charakteristische, dort zitierte Proben aus den Werken dieser Geschichtsforscher hier mitgetheilt. Guizot, Mignet wie Thierry haben sich von dem Aberglauben an die freischaltende Macht der Gesetzgebung, der für die französischen Materialisten noch so bezeichnend war, gründlich losgemacht. Die politischen Institutionen werden als ein Faktor der historischen Bewegung anerkannt, aber, so fügen diese Historiker hinzu, den gleichen Gedanken nur verschieden

ausdrückend: Bevor die politischen Institutionen als wirkende Ursachen auftreten, müssen sie selbst erst geworden, und zwar als Produkt der Gesellschaft geworden sein. „Die Verfassungen“, so sagt Thierry, „sind das Kleid der Gesellschaft“. Die alte Schule, meint er, habe sich zuviel mit der Genealogie beschäftigt und nie an die spontane Aktion der Massen gedacht. „Wenn ein Volk auswandert und sich neue Wohnsitze sucht, so ist es den Chronikschreibern und Poetikern zufolge irgend ein Held, der, um seinen Namen berühmt zu machen, ein neues Reich zu gründen unternimmt; wenn neue Gebräuche aufkommen, ist es ein Gesetzgeber, der sie ausdenkt und einführt; wenn ein Gemeinwesen sich organisirt, ist es irgend ein Fürst, der ihm das Dasein giebt; und immer bildet das Volk und die Bürger blossen Stoff für die Pläne Einzelner.“ Das muss anders werden, das Volk, vor allem das arbeitende Volk, aus dem das Bürgerthum hervorging, ist als der eigentliche Held der Geschichte zu betrachten. Die Klassenkämpfe dieses tiers état sind es, die ihn als Historiker vor allem interessiren. Guizot ist ein vielleicht noch feurigerer Bewunderer dieser Kämpfe. Als man einem seiner Bücher den Vorwurf machte, die soziale Zwietracht zu schüren, antwortete er, dass er, das historische Faktum des Klassenkampfes ausdrückend, gar nichts Neues gesagt habe: „Ich wollte nur“, schreibt er, „die politische Geschichte Frankreichs zusammenfassend darstellen. Der Kampf der Stände erfüllt oder macht vielmehr diese ganze Geschichte. Man wusste und sagte das viele Jahrhunderte vor der Revolution, man wusste und sagte es 1789, man wusste . . . und sagte es noch vor drei Monaten. Die Thatfachen verschwinden nicht nach dem Belieben und der augenblicklichen Bequemlichkeit der Ministerien und Parteien . . . Dieser ganze Kampf ist nicht eine Theorie noch eine Hypothese; es ist die einfache nackte Thatfache selbst, eine Thatfache, zu deren Beobachtung es gar nicht einmal des Scharfsinns bedarf, die leugnen zu wollen, bereits an's Lächerliche streift.“

Aber nicht nur über den Klassenkampf und die Abhängigkeit der politischen Ordnung von der Gesellschaft, auch über den gewaltigen Einfluss der Eigenthumsordnung finden wir bei diesen Schriftstellern, insbesondere bei Guizot, ein deutliches Bewusstsein. Er sagt geradezu: „Um die politischen Institutionen zu begreifen, muss man die verschiedenen sozialen Zustände und ihre Beziehungen kennen. Um die verschiedenen sozialen Zustände zu begreifen, muss man die Natur und die Verhältnisse des Grundeigenthums kennen.“ Aber die Bodenbesitzverhältnisse, die Guizot und mit ihm Thierry als so bedeutsam für die gesellschaftliche und weiterhin die politische Entwicklung darstellt, bleiben in ihrem Ursprung und Wesen, wie Plechanow hervorhebt, diesen Schriftstellern ziemlich unklar. Sie berufen sich gerne auf frühere Eroberungen, durch welche die Besitzverhältnisse etablirt seien, wobei dann aber vergessen wird, dass jede Eroberung eines Volkes bereits immer eine bestimmte Eigenthumsordnung vorfindet, die dann nur umgestaltet werden kann. Das eigene innere Leben der Eigenthumsstruktur, das Wesen der dieselbe auch ohne äussere politische Eingriffe umgestaltenden Tendenzen bleibt ihnen verborgen. Wie dem auch sei, wenn man die Ansichten

dieser theilweis durch St. Simon*) angeregten Historiker mit den Ausführungen der Materialisten Holbach und Helvetius vergleicht, springt sofort in die Augen, wie sehr viel näher jene der „materialistischen Geschichtsauffassung“ stehen, wie viel mächtiger also auch ihr Einfluss auf die Ausbildung der Marxischen Gedanken allem Anscheine nach gewesen ist. Die Elemente der Marxischen Geschichtsauffassung sind hier bereits mehr oder weniger gegeben.

* * *

Aber die Elemente der Marxischen Geschichtsauffassung sind noch nicht diese selbst. Das Spezifische dieser, durch welches sie weit noch über ihre vorgeschrittensten Vorläufer hinausgeht, ist nach Plechanow, dass sie die Frage, wovon denn ihrerseits die Strukturen der Gesellschaft und die Eigenthumsverhältnisse in derselben abhängen, entwarf und löste. Die jeweiligen Produktionsverhältnisse, welche, da das Eigenthum an Sachen und Personen, in der zivilisirten Gesellschaft wenigstens, alle Produktion vermittelt, mit den Eigenthumsverhältnissen zusammenfallen, stehen nach Marx im innigsten Zusammenhang mit den jeweiligen Produktivkräften, der technischen Entwicklungsstufe der Gesellschaft. Es ist der Fortschritt der produktiven Kräfte im Rahmen gegebener Eigenthumsverhältnisse, der die Lage der Klassen zu einander ändert und neue Bedürfnisse, die auf eine Umwälzung der bestehenden Eigenthumsordnung hindrängen, aus sich heraus erzeugt. Wenn es also noch menschliche, zu Klasseninteressen verdichtete Bedürfnisse sind, durch deren Aktion die gegebene Ordnung umgestaltet wird, so erhalten diese Bedürfnisse auch Richtung und Macht durch die technisch-ökonomischen Umänderungen, die, in der gegebenen Ordnung sich vollziehend, andererseits über dieselbe bereits hinausweisen. So ist es der wechselweis wirkende Zusammenhang von Produktionsverhältnissen und Produktivkräften, aus welchem Marx die ökonomische, in Form von Klassenkämpfen vorwärtsschreitende Bewegung erklärt. Die Gesellschaft ist wesentlich durch ihre ökonomische Struktur und die aus ihr herauswachsenden Tendenzen bestimmt. Und nicht nur die politischen Institutionen der Gesellschaft, ihr ganzes Sein, ihr Rechtsleben, ihre Moral, Religion, Kunst und Wissenschaft weisen auf diese Grundlage zurück. Wenn Marx einerseits durch die Analyse der ökonomischen Strukturbewegung und durch die methodische Forderung, alle Seiten des gesellschaftlichen Lebens in ihrer Beziehung zur ökonomischen Struktur zu begreifen, über alle seine Vorläufer hinausging, so andererseits dadurch, dass er den Sozialismus mit dieser Auffassungsweise durchdrang und so der proletarischen Bewegung erst einen dem modernen Entwicklungsgedanken entsprechenden philosophischen Hintergrund gab. Erst durch die Synthese mit dem Sozialismus hat die durch andere vor-

*) Speziell über St. Simon als einen Vorläufer der Marxischen Geschichtsauffassung findet man interessante Angaben in einem neuen Aufsätze von Paul Barth: „Die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung“ (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Dritte Folge. Bd. XI.

bereitete von ihm weitergeführte ökonomische Geschichtsbetrachtung ihre weltgeschichtliche, auf das Fühlen und Denken der Massen übergreifende Bedeutung erhalten.

Auf die mancherlei interessanten Ausführungen, die Plechanow an seine Darstellung dieser Geschichtsphilosophie anknüpft, auf seine Erörterung der Hegel'schen und Marx'schen „Dialektik“ u. s. w., oder gar auf die von anderer Seite gegen die Marx'sche Geschichtsauffassung erhobenen Einwürfe hier einzugehen, verbietet einstweilen der Raum. Es war nur unsere Absicht, mit einigen zerstreuten Bemerkungen auf diese aus dem sozialistischen Lager kommende neue theoretische Publikation aufmerksam zu machen.

Ein Einwand gegen Plechanow sei indessen noch zum Schluss hervorgehoben, da er zu unserer in der Einleitung ausgesprochenen Polemik gegen die Bezeichnung der Marxischen Geschichtsauffassung als „materialistischer“ in enger Beziehung steht. „Wir sind sicher, bemerkt Plechanow, dass mehr als einer unserer Leser aufrichtig erstaunt sein wird, wenn wir sagen, dass für Marx das Problem der Geschichte in gewissem Sinne auch ein psychologisches Problem war.“ Es ist dieses „auch“, woran wir Anstoss nehmen. Denn aus den weiteren Bemerkungen, die Plechanow daran knüpft, muss man entnehmen, dass er der Marxischen Geschichtsauffassung nur soweit einen psychologischen Charakter beimisst, als dieselbe die „Geschichte der Ideen durch die ökonomische Geschichte erklärt“. Nun liegt es doch aber auf der Hand, dass die ökonomische Geschichte ihrerseits Bedürfnisse und Vorstellungen der Gesellschaftsglieder, kurz psychologische Zusammenhänge als treibende Ursache voraussetzt, dass also auch die ökonomische Geschichte bereits ein „psychologisches Problem“ darstellt. Das gilt nicht etwa nur für den ökonomischen Klassenkampf oder die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, sondern genau ebenso für die „materiellen“ Produktivkräfte, durch deren Entfaltung eben die Verhältnisse und Ordnungen nach Marx sich bestimmen und ändern. „Materiell“ sind die Produktivkräfte nur, sofern sie aus Naturstoffen hergestellt sind, im Uebrigen aber ist ihre Entstehung und Wirkungsweise genau so durch das ideelle psychologische Moment, nämlich das Fühlen, Denken und Zweckhandeln der Menschen mitbestimmt, wie der Klassenkampf oder die Eigentumsordnung dadurch mitbestimmt werden. Mit anderen Worten: Durch das Zurückgehen auf die Oekonomie ist man nicht hinter die psychologische Basis der Geschichte zurückgegangen.

Plechanow hebt es als ein Verdienst des „dialektischen Idealismus“ hervor, dass er die in der Geschichte zusammenwirkenden Faktoren nicht einfach unter dem Gesichtspunkt der Wechselwirkung betrachtet, sondern als Faktoren, die, soweit sie in Wechselwirkung stehen, zugleich „Momente eines Dritten, Höheren, sind. Diese höhere, der Wechselwirkung zu Grunde liegende Einheit ist für den Idealismus der Volksgeist. Nach Plechanow's Darstellung hat nun der „dialektische Materialismus“ diesen monistischen Charakter beibehalten, indem er an Stelle des Volksgeistes die Volkswirtschaft als höhere, der Wechselwirkung zu Grunde liegende Einheit fixierte. Diese Antithese übertreibt aber die

zentrale Bedeutung der Oekonomie. Denn wenn auch die Gesellschaft sich nur durch materielle Arbeit erhält und zur Lösung ihrer verschiedenen Aufgaben immer bestimmter Arbeitsprodukte und Arbeitsverhältnisse bedarf, so wird die gesellschaftliche Arbeit doch immer durch Bedürfniss, Wollen und Zweckhandeln der Gesellschaftsglieder vermittelt. Diese Arbeit, ebenso wie die sonstigen Bethätigungen der Gesellschaft führen auf psychologische Faktoren, auf das, was die Aufklärer die menschliche Natur nannten, zurück. Diese „Natur“, nicht eine ihrer Emanationen wie die Oekonomie, ist die höhere zusammenfassende Einheit, der Hintergrund, auf welchem sich das Spiel der Wechselwirkungen in der Geschichte vollzieht. Aber eine Einheit, die durch dieses Spiel der Wechselwirkungen immer neue Gestalten annimmt, *natura naturans* und *natura naturata*. Jede Gesellschaftsordnung ist eine bestimmte Organisation menschlicher Bedürfnissbefriedigung, und menschliche Bedürfnisse, aus dieser Ordnung sich ergebend, sind es wiederum, die mit den Mitteln der bestehenden Gesellschaftsordnung dieselbe zu einer neuen Ordnung, die neue Bedürfnisse hervortreibt, fortbilden.

Dieser Standpunkt leugnet in keiner Weise, dass den ökonomischen Verhältnissen und Bedürfnissen im Spiel der gesellschaftlichen Wechselwirkung eine führende Rolle zufällt, aber er bricht prinzipiell mit der unklaren Annahme, als liessen sich aus diesen Verhältnissen und Bedürfnissen die übrigen gesellschaftlichen Lebensbethätigungen restlos deduziren, als wären die wahren Gründe alles geschichtlichen Geschehens, wenn man dasselbe nur weit genug verfolgt, nothwendig ökonomischer Art. Mag eine solche Annahme immerhin monistisch sein, die Wirklichkeit ist nicht in dieser Weise monistisch, und auch die Marxische Geschichtsauffassung bedarf dieser Annahme nicht.

Das Recht, zu lachen.

~~~~~

Nie bin ich gewesen euer,  
 Wolte nie der Eure sein;  
 Eure Gesellschaft war mir nicht theuer,  
 Nimmer drängte ich mich hinein.  
 Was ihr Moral nennt und gute Sitte —  
 Nimmer stand es mir zu Gesicht;  
 Nicht wollt' ich weilen in eurer Mitte,  
 Folgen euren Gesetzen nicht,  
 Die nach Alter und Fäulniss stinken;  
 Fern wollt' ich wandeln von ihnen, allein;  
 Mag doch das morsche Gebäude sinken —  
 Ich will nicht drinnen begraben sein.  
 Aus der Gemeinschaft, die nie ich gesucht,  
 Habt ihr mich voll Entrüstung gebannt,  
 Habt mir, dem Verworfenen, geflucht —

Nun wohl, ich suche mein eigenes Land!  
 Euer zu sein, wohl ziemt es dem Tropfe,  
 Dem es an eigenem Geiste gebricht;  
 Haltet nur fest an eurem Zopfe —  
 Mehr als d'ran hängen kann man euch nicht!  
 Doch, wenn ihr fluchend mich auch verjagt  
 Aus tiefem Sumpf, in dem, nie mir's behagt',  
 Wenn ihr mich schwer auch als Ketzer verklagt,  
 Eines doch bleibt mir nicht versagt:  
 Seh' euren Palast ich einst wanken und krachen,  
 So lasst mich lachen, lachen, lachen!

Albert Victor.

## Thier und Lüge.

Vor Jahren sah ich einmal einen Clown mit einem dressirten Hund und einer dressirten Katze arbeiten; beide Thiere liess er in der Manege allein, die Katze frei, den Hund angekettet; zwischen beiden befand sich ein Tisch, auf dem ein Teller mit leckerer Speise stand. Der Hund streifte sein Halsband in der Abwesenheit des Herrn ab, sprang auf den Tisch und machte sich über die Speise her; alsdann nahm er die Katze in's Maul, hob sie auf den Tisch, setzte sie vor den Teller und schlüpfte behutsam wieder in sein Halsband, so dass der Clown bei seiner Rückkehr die Katze für den naschenden Unhold halten musste.

Nichts kann auf den harmlosen Beobachter komischer wirken, als diese Uebertragung der Kinder- und Dienstmädchentaktik in's Thierleben:

Die Katze hat es gethan! — —

Was stimmte mich plötzlich so ernst, was bewirkte, dass mein Gesicht sich inmitten dieser ganzen heiter-ausgelassenen Schaar nicht auch zu einem harmlos-fröhlichen Lächeln verziehen wollte, dass ich schliesslich in nachdenklichem Schweigen den Schauplatz verliess?

Die künstliche Verbindung von Thier und Lüge — so komisch — forderte mich doch zu bitter-ernsten Gedanken auf.

Thier und Lüge, wie weit sind sie doch von einander getrennt! — Und der rohe Naturmensch! Er schlägt seinen Feind todt, aber ehrlich, mit der Keule, nicht mit lügnischer Intrigue.

Die Katze hat es gethan! Wie plump, wie durchsichtig dieses Flunkern des naschhaften Kindes oder die Ausrede des verhältnissmässig wenig von der Kultur berührten Dienstboten der »guten alten« Zeit; heute ist's ja anders.

Und dann der zivilisirte Mensch auf der Höhe der Kultur! Der Gardelieutenant, der in wüster Hetze über alles herfällt, was Jude heisst, sich's aber nicht verdriessen lässt, seinen stolzen Rücken bis zur Erde zu beugen, unbemerkt vor dem jüdischen Wucherer, öffentlich vor dem jüdischen Schwiegervater, dessen Geld den alten Stammbaum wieder frisch vergolden

helfen soll; der Millionär, der sich öffentlich zu rühmen wagt, durch sein Vermögen die Beamten zu regieren und jede berechnete Klage gegen seine Person wirkungslos machen zu können — nicht etwa nur in Russland; der Parlamentarier, der Führer der Ersten aus der sogenannten besten Gesellschaft, der gewaltige Reden für Religion und Sitte in's Volk schleudert, während seine Maitresse auf der Tribüne sitzt, während er seine gefälschten Wechsel in der Tasche trägt — das sind furchtbar düstere Nachtseiten, die neben dem Lichte hoher Kultur einherschreiten. Nie wollen wir es uns eingestehen, in welch' furchtbarem Maasse die Lüge unser kultivirtes gesellschaftliches Leben durchseucht, schaudernd decken wir ein Tuch über den gähnenden Abgrund, damit wir ihn nicht sehen — als ob er ungesehen nicht um so gefährlicher würde.

Doch wohin bin ich gekommen; war ich nicht bei einer einfachen Spielerei, bei einem niedlichen Dressurstückchen? Ganz recht, es war der Schein einer Lüge in der Thierwelt.

Thier und Lüge! Was könnte weiter von einander entfernt sein. Sehen wir doch den Hund an, den treuesten Genossen des Menschen, mit dem der Mensch sich am besten verständigen kann. Wenn der Hund weiss, dass er etwas Unrechtes gethan hat — er markirt nicht das: »Die Katze hat es gethan«, er kriecht, sobald sein Herr kommt, schuldbewusst heran, ängstlich wedelnd, gewissermassen beichtend. Das Thier ist von der Lüge so weit entfernt, wie der Mensch von der Wahrheit!

Und doch, Hunde, die in ganz engem, fortwährenden Verkehr mit dem Menschen stehen, die alles mögliche von ihm gelernt haben — ob sie nicht auch sozusagen lügen lernen? Man kann bei solchen Stubenhunden zeitweise beobachten, dass sie nicht so schuldbewusst kriechen, nicht ängstlich wedeln oder sich verstecken; sie setzen sich dreist hin und wedeln ihren Herrn sehr vergnügt an, als wäre nichts geschehen; und doch verräth das Zurückklappen der Ohren und ein gewisser ängstlicher — fast möchte ich sagen, verlegener — Zug, dass sie sich ihrer Schuld durchaus bewusst sind; aber die Freundlichkeit soll es gewissermassen vertuschen, soll den Herrn nichts argwöhnen lassen. Mancher Thierfreund wird die Erfahrung wohl bestätigen können; natürlich kann man sie nur bei Thieren machen, die in ausserordentlich enger Verbindung mit dem Menschen stehen, namentlich bei Möpsen, die in Bezug auf »Gesichtsausdruck« etwas ganz Erstaunliches leisten können.

Von dem kultivirten Menschen lernen die Thiere soviel, warum nicht auch die in's Thierische übersetzte Heuchelei und Lüge, dem Thier von Natur so vollständig fern wie alle Kultur.

Was dort ein Scherz der Dressur war, ist schliesslich nur ein potenzirter Ausdruck dessen, was der menschliche Kultureinfluss nach dieser Seite hin für ein Thier bewirken kann, mit dem er sich viel abgiebt, mit dem er sozusagen wie mit einem alten Freunde verkehrt. Die Katze hat es gethan!

## Ostasiatische Lyrik.

Von Dr. Paul Ernst in Wilmersdorf.

Gleichen Schritt mit dem Eindringen europäischer Kultur in Ostasien hat das Eindringen ostasiatischer Kultur in Europa gehalten. Religiöse und philosophische Spekulationen Indiens erwerben eine immer grössere Anhängerschaft in den Kreisen der Feinfühligsten und Entwickelsten bei uns. Die japanische Kunst hat wesentlichen Einfluss auf die grosse Umwälzung in der Malerei ausgeübt und regt unsere besten Künstler noch zu immer weiterem Studiren und Lernen an. Eine grosse Rolle wird vielleicht in Bälde die Lyrik Chinas und Japans bei uns spielen.

In dem Amelang'schen Verlag sind vor Kurzem zwei Bändchen japanischer Dichtungen erschienen, in Tokio gedruckt und von japanischen Künstlern in reizendster Weise ausgestattet. Der erste „Dichtergruss aus dem Osten“ enthält nur Lyrik, der zweite „Weissaster“ ein kleines Epos und einige lyrische Gedichte. Wenn man diese Bändchen in ihrem harmonischen Zusammenwirken zarter und feiner Dichtung mit den liebenswürdigen, poetisch empfundenen und raffiniert durchgeführten Farben-Holzschnitten betrachtet, so bekommt man, wenn auch nicht eine klare Vorstellung, so doch eine ungefähre Stimmung von dem künstlerischen Produziren und dem doch weit wichtigeren künstlerischen Geniessen dieses Volkes, dem gegenüber wir in vielen Stücken Barbaren sind. Die japanischen Künstler haben eine Genauigkeit der Beobachtung, welche uns unbekannt ist. Vor der Erfindung der Schnell-Photographie konnte man viele ihrer fliegenden Vögel für unrichtig gezeichnet halten; heute sehen wir, dass der japanische Zeichner Bewegungen und Stellungen beobachtet hat, welche wirklich in der Natur vorhanden sind, unserem Auge aber entgangen waren. Mit dieser naturwahren Beobachtung verbindet sich die zarteste Delikatesse und Eleganz der Ausführung. In den ersten Zeiten der modernen Malerei, als man, zum grossen Theil an der Hand der Japaner, gelernt hatte, endlich Luft, Licht und Natur zu sehen, wählte man mit besonderer Vorliebe beleidigende Stoffe, die in beleidigender Weise dargestellt wurden. Die japanischen Künstler sind viel weiter gegangen, als selbst die extremsten unserer Modernen; aber auch in ihren tollsten Vorwürfen sind sie niemals abstossend geworden, sondern, in noch höherer Weise wie die Künstler des Rococo, stets innerhalb der Grenzen des empfindlichsten Geschmacks geblieben.

Von dem positiven lyrischen Reichthum ostasiatischer Kultur ist uns in Europa nur noch sehr wenig zugänglich. Aber man muss doch schon aus der hohen künstlerischen Veranlagung in dem Verwandten schliessen, dass sehr viel vorhanden sein muss, und wenn man gar die Bedingungen des allgemeinen Volkslebens hinsichtlich der Litteratur und Kunst sich vergegenwärtigt, so kann man ahnen, dass uns in der Lyrik ähnliche ästhetische Ueberraschungen bevorstehen, wie damals, als die ersten japanischen Bilderbücher nach Europa kamen.

Bing, welcher eine Biographie von Hokusai geschrieben hat, erzählt in der Einleitung zu seinem Buch, wie er den Stoff zusammen bekommen hat. Sehr wichtig war für ihn die Bekanntschaft mit einem Sänfenträger in Tokio. Dieser Mann trug den Tag über seine Sänften, und des Abends erfreute er sich an dem Genuss alter chinesischer Lyrik. Solche Leute sind nicht Ausnahmen. Auch in China ist ja bekanntlich die Freude an der Kunst im ganzen Volke verbreitet.

Im modernen Europa ist die Kunst bekanntlich ein Privilegium der höheren Klassen. Auch bei uns ist das nicht von Anfang an so gewesen. Der Erste, welcher in italienischer Sprache dichtete, war Cecco Angiolieri, ein Eselstreiber, und von ihm hat Dante Sprache und Form herüber genommen; die schönsten Manuskripte der göttlichen Komödie stammen aus dem Besitz florentinischer Handarbeiter — nicht Handwerker, sondern ungelerner Tagelöhner. Die deutsche Kunst hat sich bekanntlich langsamer aus dem Handwerk losgearbeitet und ist sich deshalb ihres Zusammenhangs mit dem Volk länger bewusst gewesen. Zeugniss sind die billigen Holzschnitte. Aber unter dem Einfluss, der durch die ökonomische Entwicklung schnell geförderten Differenzirung der europäischen Gesellschaft verliess die Kunst die nationalen Bahnen und wurde dadurch allein den höheren Klassen zugänglich, die sie allein verstanden, während die unteren Klassen in Barbarei versanken. Wie die Erfahrung zeigt, kann eine Kunst, welche auf diese Weise vom Volk abgeschnitten ist, aber keine Dauer haben. Sie muss in Konvention erstarren, weil ihr nicht frisches Leben zugeführt wird, das naturgemäss allein bei dem arbeitenden und kämpfenden Volk vorhanden ist, während die höheren Klassen sorgfältig vor ihm gehütet werden. Daher sehen wir, dass die Renaissance, nachdem sie die soziologische Erbschaft des Mittelalters aufgezehrt hatte, erstarrt ist, und dass sich bis heute, trotz aller grossen Talente, trotz aller Arbeit und Ueberarbeit, kein neuer Kunstfrühling entfalten will, der in jeder Hinsicht die Bedeutung der Renaissance hätte. Seine Voraussetzungen fehlen.

Aber die Voraussetzungen sind in grossen Gesellschafts-Organisationen vorhanden, die in anderer Weise differenzirt sind wie wir.

Am besten kann man sich informiren über chinesische Lyrik aus dem Buch des gelehrten d'Hervey St. Denis „Poésies de l'époque des Thang, traduites de chinois“, und aus der Judith Gautier, Théophile's Tochter „Lionne de jade“. Das erste Werk ist die Arbeit eines tüchtigen Gelehrten, der zugleich einen sehr feinen Geschmack besitzt, das zweite kam auf eigenthümliche Weise zu Stande. Théophile Gautier hatte einen Chinesen in sein Haus aufgenommen, welcher die Litteratur seines Vaterlandes genau kannte. Durch das Buch d'Hervey's aufmerksam gemacht, liess sich Judith Gautier von ihm viele andere Gedichte in ein gebrochenes Französisch übersetzen und stilisirte dieselben. Wem an einem treuen Bild gelegen ist, wird natürlich das Buch des exakten, gewissenhaften Gelehrten vorziehen; aber auch die Uebertragungen der feinfühligsten Französin haben ihren Ruf.

Die älteste Sammlung von Liedern ist bekanntlich das Schiking; sein Inhalt soll bis auf 1766 v. Ch. zurückgehen. Trotz mancher neueren Arbeiten ist die alte lateinische Uebersetzung von Lacharun immer noch diejenige, welche den besten Eindruck macht, wenngleich sie sehr grosse Fehler enthalten soll. Durch das Pressen des alten Inhalts in anderen Vers und Reim kommt stets etwas Fremdes in das Original.

Das Schiking ist ein sehr interessantes Buch, welches eine grosse Reihe wunderbar feiner Gedichte neben manchem Langweiligen enthält; aber nach Art und Grad Aehnliches findet man in allen Litteraturen; es handelt sich bei dem Buche nicht um eine exzeptionelle Leistung.

Ganz anders verhält es sich mit der Lyrik der klassischen Periode, welche in das achte und neunte Jahrhundert nach Christus fällt. Die grössten Namen sind Tu-fu, Li-tai-pe und Wang-wei; Li-tai-pe ist von den dreien der Bedeutendste.

Die Form, welche vor der klassischen Periode recht einfach war, ist sehr künstlich und schwer zu handhaben geworden. Gewöhnlich ist ein derartiges Komplizirterwerden der Form ein grosser Nachtheil für die Lyrik, da es auf Herausbildung stereotyper Gefühlsdarstellungen wirkt. Dieser Gefahr scheint die nachklassische chinesische Lyrik auch erlegen zu sein; es wird berichtet, dass sie sich in den Geleisen der alten halte. Aber die Dichter der klassischen Periode selbst sind durch sie nicht im Geringsten behindert worden, ein grosses Gebiet des Gefühlslebens, grösser wie das, welches irgend eine europäische lyrische Kunst bearbeitet, zu bearbeiten, und jene Genauigkeit und Naturwahrheit der Beobachtung und jene Feinheit, Einfachheit und Eleganz der Darstellung zu vereinigen, die wir an den japanischen Bildern so sehr bewundern.

Es ist eine Thatsache, der sich doch Niemand verschliessen kann, dass im modernen Kunstleben die Lyrik eine sehr untergeordnete Rolle spielt, trotzdem ihr, die mit den einfachsten Mitteln arbeitet und auf dem kürzesten Wege einen rein künstlerischen, nicht durch Stoffliches verunreinigten Genuss erzeugen kann, eigentlich eine Hauptrolle zukommen sollte. Die Ursache ist, dass überall die Kunst versucht hat, sich den modernen, beständig komplizirter werdenden Umständen anzupassen, und nur die Lyrik im Wesentlichen da stehen bleibt, wo sie früher gewesen ist. Was an unserer deutschen Lyrik, um auf einen speziellen Fall zu exemplifiziren, lebensfähig, ist das, was durch das Volkslied beeinflusst ist und sich aus dem Volkslied entwickelt. Das Volkslied aber hat seine Blüthe gehabt in einer Zeit mit geringerer sozialer Differenzirung, wie wir sie heute haben, und im Wesentlichen in einer einzigen Klasse, die in ihren Gefühlen für sich und unbeeinflusst war. Die heutige grosse soziale Differenzirung hat auch differenzirte Gefühle geschaffen, von der frühere Zeiten keine Ahnung hatten. Theils ist das direkt geschehen durch Spaltungen und Verfeinerungen vorhandener Gefühle, theils indirekt durch Anempfinden der Gefühle anderer Zeiten, die uns erst heute möglich ist, wo eine wirkliche Wissenschaft dieser Dinge entsteht, und der übrigen Klassen. Es mag oft einen komischen Eindruck machen, wenn wir in denselben Menschen Nietzsche'sche

Herren-Moralphrasen und Armeleut-Vorstellungen mit den Stimmungen aller möglichen Zeiten und Völker sich verbrüdern sehen; aber dieses Chaos ist im modernen Menschen wirklich vorhanden. In dem Werk Gerhard Hauptmanns etwa treffen wir kunterbunt Tolstoi, Ibsen, Bunge, Darwin, Zola, Nietzsche, Individualismus, Sozialismus, Entwicklung, Vererbung, soziales Mitleid, Heroenthum, die dramatische Technik von Schiller bis Holz, und wer weiss noch was ganz naiv zusammengewürfelt. Trotzdem Eins dem Andern widerspricht wenn er konsequent ausgedacht wird, sind doch alle diese Bildungsfetzen in einem Gemüth vereinigt und erzeugen natürlich die verschiedenartigsten Gefühle. Die moderne Lyrik aber setzt noch immer das einheitliche Empfinden früherer Zeiten voraus — oder vielmehr, sie ist reine Konvention geworden; denn jenes Empfinden giebt es nicht mehr. Wir haben nicht mehr die Liebe, wie sie in unserer Lyrik geschildert wird, sondern eine Unmenge nüancirter Gefühle, die wir, theilweise sehr mit Unrecht, unter dem einen Namen zusammenfassen; wir sehen ganz etwas anderes in der Natur, als die Dichter uns vormachen wollen, selbst die, welche ihre Modernität durch Berliner Strassenbilder und Fabrikrauch beweisen wollen. Wenn uns die Lyrik erregen soll, so muss sie die Reproduktion alter, erstarrter und konventionell gewordener Gefühle aufgeben und die schildern, die wir heute wirklich haben und daher allein als wahr empfinden, genau wie die Renaissance die Gefühlswelt des Mittelalters, die theilweise in ihren ersten Vertretern noch eine zeitlang konventionell weiter behandelt wurde, schliesslich über Bord warf.

Die grosse Bedeutung der chinesischen Lyrik für unsere gegenwärtige Kunst kann natürlich nicht darin bestehen, dass wir in ihr einen auch nur annähernd gleich grossen Gefühlsreichthum treffen, wie wir ihn heute de facto besitzen. Aber sie beherrscht jedenfalls einen grösseren Reichthum, als unsere moderne Lyrik, und zwar beherrscht sie ihn so vollkommen, dass sie überall auf den einfachsten Ausdruck zurückgeht. Sie kann uns Muth machen, einerseits unser Stoffgebiet zu erweitern, indem wir einfach in der Wirklichkeit Umschau halten, statt uns durch die schon längst auf vielem Papier erstarrten Gefühle immer von Neuem bestimmen zu lassen, und uns der einfachen und nüchternen Darstellung zu befeissigen, welche wir haben würden, wenn nicht so viele schlechte Gedichte früher gemacht wären, die wir, gegen unser innerstes Gefühl, nur bestimmt durch eine schulmässige Meinung, für „wahre“ Lyrik halten. Uns den Muth zu verschaffen, dass wir mit der Konvention brachen, die Augen vor der grünen Natur aufmachten und die braunen Bilder in den Galerien lediglich „historisch“ schätzen lernten — mehr hat ja der Einfluss der japanischen Bilderchen bei uns auch nicht bedeutet. Und wie unsagbar viel hat dieser gewonnene Muth ausgemacht!

## Norwegen in Berlin.

Von Willy Pastor in Charlottenburg.

Es war, als sie zum ersten Mal in Leipzig den Tristan aufführten. Nach Schluss des ersten Aktes sah man eine Persönlichkeit, die in den musikalischen Kreisen Leipzigs nicht unbekannt ist, mit allen Symptomen hochgradiger Erregung zur Garderobe eilen. Vergebens suchten seine Freunde ihn zu halten. Der sonst so bedächtige Herr war fahrig geworden wie der jüngste Konservatorist, zog den Cylinder tief in das rothe Gesicht und raste weg. Zu Hause Szenen ähnlicher Art. Erst stiess er das Dienstmädchen empört bei Seite, dann schrie er sie an, ob sie ihm denn nicht endlich die Lampe bringen wolle! Jawohl, die Lampe! An's Klavier zum Teufel! Aber noch ehe die Lampe erschien, sass er schon da und spielte — spielte — die Büsten Mozart's und Beethoven's mögen nicht schlecht erstaunt gewesen sein, aber es war Thatsache: der hohe Priester der klassischen Kunst, der Puritaner unter den Musikern spielte das Lied:

Lott' ist todt, Lott' ist todt,  
Lotte liegt im Sterben.

Und zwar da capo, unermülich, wie ein tollgewordener Leierkasten. Erst, als er es ein dutzend Mal wiederholt hatte, athmete er auf. Der Alp der Wagner'schen Musik war weg, er hatte den Anschluss wiedergewonnen an's eigene Selbst.

Ich weiss nicht, ob die Geschichte wahr ist. Wenn nicht, ist sie jedenfalls mit feinem psychologischen Takt erfunden. Was da dem guten alten Herrn passirte, das ist in ernster Weise noch jedesmal der Kunst passirt, wenn sie sich in allzu raffinirte Feinheiten verlor. Man möchte dann glatte Bahn schaffen in seiner übernährten Phantasie, und man versucht es mit der Rückkehr zu etwas längst Vergangenen, längst Ueberwundenem. Wie man auf der Wanderung eine weite Strecke noch einmal zurücklegt, an den Scheideweg hin, an dem man sich verirrt. Das ist die gewaltsame Kindlichkeit der egyptischen Kunst säitischer Zeit, das der Archaismus der altklassischen Weise unter den römischen Kaisern, die Schwärmereien der Vorrevolutionäre um eine Rückkehr zur Natur; das auch der Sinn jener Kunst der Primitiven, die in unseren Tagen so laut nach Aussprache drängt. Die Engländer machten den Anfang. Aber es war ein europäischer Instinkt, der ihre „Prärafaeliten“ inspirirte. Bald regte sich's auch aller Orten auf dem Festland. Persönlichkeiten wurden möglich, wie der Franzose Gauguin, der jahrelang unter den Wilden Tahitis sich aufhielt; der Holländer Jan Toroop, dem die entlegensten Kolonien seines Vaterlandes nicht entlegen genug waren; der Däne Willumsen, dessen Phantasie im modernen Europa so gar nicht heimisch ist; endlich der Norweger, der den Besuchern der diesjährigen Kunstausstellung so viel zu denken giebt: Gerhard Munthe.

„Die bangen Kinder. Allein zu Hause gelassen, braten sie Aepfel auf dem Herd, ehe sie schlafen gehen. Das Gedicht, sehr alt, ist in Stabreimen. Ohne klare Bedeutung, doch spasshaft und kindlich.“ So die Unterschrift eines der Bilder von Munthe. Sie ist bezeichnend für seine Kunst. Wer diese Kunst mit dem Verstand allein geniessen wollte, würde schlecht auf seine Rechnung kommen. Er sieht entweder bares Unvermögen, oder Phantastik ohne Phantasie. Aber Munthe will nicht bloss logische Sensationen erwecken. Er möchte tiefer wirken, Bilder wachrufen, die längst unter die Schwelle des Bewusstseins sanken, Kindesträume in lebendige Stimmungen umsetzen, die Stunden der Erinnerung schildern, wo vergessene Lieder in uns aufklingen.

Sei es mir erlaubt, kurz zu erzählen, wie mir selbst das Verständniß Munthe's kam. Es erklärt die Auffassung vielleicht am Besten. Das erste, was ich von Munthe kennen lernte, waren die Unterschriften der hier ausgestellten Gemälde. Die Lektüre machte mich rathlos. Das war weder Handlung noch Stimmung; ein launisches Hin und Her, ohne Geschmack und ohne Vertiefung. Mit ärgerlicher Miene legte ich die Blätter bei Seite. Munthe war für mich einer der Uebermodernen, die körperliche Gebrechen in Gliederverrenkungen verstecken. Nun aber das Seltsame. Ich konnte das Gelesene nicht vergessen. Einzelne Worte tauchten wieder auf, und wiesen auf Bilder, die ohne klare Umrisse blieben, und doch sehr sicher in der Stimmung waren. Und als Milieu des Ganzen der Eindruck von etwas so spezifisch Norwegischem, wie man es nur je in den gelben Nächten da oben bekommt.

Das ist die Kraft dieser Werke, und darin liegt zugleich ein Wink, wie sie betrachtet sein wollen. Es gilt von ihnen, was Schwind von seinen Bildern sagt: „Um Gotteswillen, nicht zu nahe, die Farben sind giftig!“ Wer solch' ein Munthe'sches Märchen unter'm Opernglas betrachten wollte, würde nie zum Genuss kommen vor lauter Verzeichnungen und Stillfexereien. Aber trete man ein wenig zurück, und dieses Zickzack der Linien verfließt in eine reine Ornamentik, die Farben werden zu Akkorden, die kein Missklang stört. Einen Eindruck hat man, wie beim Anhören ferner Musik. Was thut es, dass einem der und jener Ton entgeht? Die eigentlichen Klänge kommen doch herüber und schlagen sich in der Seele nieder zu einer abendklaren Stimmung.

Die Kunstzeitschrift „Pan“ brachte in ihrem dritten Heft einen Aufsatz von Andreas Aubert über: „G. Munthe's dekorativen Stil“. In einem Briefcitat erzählt hier Munthe selbst über seine Art, zu arbeiten. „Als ich anfang, meine ersten Muster und Ornamente zu komponiren, notirte ich mir diejenigen Formen und Farben, die einen spezifisch norwegischen Eindruck auf mich gemacht hatten, wie z. B. schwarze Vogelkirschen in ihrem röthlichen Laube; Vögel mit den hellrothen Beeren der Bergesche im Schnabel u. s. w.“ Dieselbe Methode befolgt er dann im Gegenständlichen. Er liest nicht wie die alten Illustratoren schweinslederne Bände nach guten Sujets durch, sondern lauscht in stillen Stunden in sich selbst hinein. Was dann aus all den alten Erinnerungen in ihm auftaucht, was in besonders leuchtenden Farben aus den Märchenerzählungen der Kindheit in ihm blieb, das hält er fest und „notirt“ er. Auf diese Weise wahrt Munthe seinen Werken nicht nur die Einheitlichkeit, sondern sichert ihnen auch den Eindruck des „spezifisch Norwegischen“.

Ein Bedenken freilich bleibt und wird dieser Art von Kunst stets bleiben: ist hier etwas im höchsten Sinn produktiv Neues geschaffen? Gewiss, ein blosser Abdruck ist es nicht. All' diese Erinnerungen sind gefiltert durch die Seele eines neuen Menschen. Aber es sind doch Erinnerungen, die den eigentlich neuen Ton ersticken. Schuf man in jenen Zeiten, als diese Märchen noch die Kunst des Tages waren, auch nur aus Erinnerungen heraus?

Doch man thut vielleicht Unrecht, mit diesem Maassstab das Gebiet der Primitiven, und in ihm das Munthe's zu messen. Genug, dass diese Kunst im Grunde ehrlich ist, dass ihre Schöpfer mit zum Bilde der Modernität gehören. Das nöthigt den Psychologen, sich mit ihm zu beschäftigen. Der Name Munthe wird für künstlerische Kreise ein Programm werden, wie es der Name Maeterlinck für litterarische ist.

\* \* \*

Den Grundton geben in der norwegischen Abtheilung die Landschaften an. Sie überwiegen an Zahl und sprechen auch die reinste Sprache. Sie „wissen, was sie wollen“. In ihren unzweideutigen Farben und scharfen Accenten geben

sie diesen Sälen etwas ungemein Lebendiges, ein Etwas, das wie frische Seeluft wirkt.

An erster Stelle ist hier zu nennen A. Normann. Schon deshalb, weil ohne seine unermüdete Thätigkeit diese norwegische Ausstellung überhaupt nicht zu Stande gekommen wäre. Von den drei Bildern, die er ausgestellt hat, hinterliess mir den tiefsten Eindruck eine Lofotenlandschaft im Halbnebel. Wie die Sonne da müde vom bleichen Himmel herunterstiert, wie sich die weissen Dunstmassen, halb Nebel, halb Sprühregen, über das Meer und die Schären mit ihren Hütten hinwälzen, das zeigt wieder das ganze Können dieses Malers in der Atmosphärenmalerei. Diese Fähigkeit tritt wohl verständlicher hervor in seinen beiden anderen Bildern, einer Gewitterstimmung in Lardal und einer Sommernacht über einem stillen Fjord; dort in der schweren Wucht des drohenden Himmels, hier in der Farbenpracht der tiefen Sonne. Die grössere Kunst aber spricht doch aus jenem ersten Bild, wo Normann die Aufgabe löste, das Dreidimensionale der Luft in den scheinbar so gar nicht sich gliedernden Massen des Halbnnebels darzustellen.

Uebrigens ist die Familie Normann ein Beispiel für die Vererbungstheoretiker. Eine Tochter des Künstlers ist mit zwei Bildern vertreten. Intime, sympathische Stücke. Das Pathos und die Tragik der Natur liegen der Künstlerin fern. Sie liebt die hellen, freundlichen Farben, mit denen die nordische Sommersonne die kleinsten Winkel ihres Landes so lauschig macht.

Die Sommersonne hat im Uebrigen wenig Darstellungen gefunden, die sich einem in's Gedächtniss prägen. Mit am Besten bei Heyerdahl. Seine „Scene am Brunnen“ giebt das Mosaik von Licht und Schatten, das die Sonne mit den Blättern dichter Baumkronen zusammensetzt, sehr behaglich wieder. — Borgen schildert den Frühling, wie er in den Birken webt und seine blauen Schatten auf den zergehenden Schnee wirft. — Thaulow zeigt in seinen drei Bildern aus der Normandie eine wunderbare Fähigkeit, die Atmosphäre zu schildern, die von Dunstmassen geschwängert ist und sich doch nicht in Regen auflöst. Die Nachtszene auf einem Marktplatz, über den soeben ein schwerer Regen niedergegangen ist, wirkt wie ein Gedicht, in seiner zunehmenden Helligkeit nach oben. Schwerer Dunst dicht über der Erde, höher hinauf nur noch einzelne Wolkenketzen, am Himmel das erste Wiederaufglimmen der Sterne.

Sehr leuchtend heben sich einige Winterlandschaften mit kaltklarem Sonnenlicht heraus. Ein Dorfbild von Nils Wenzel namentlich. Am halbzugefrorenen Fjord liegen die bunten Holzhütten in hohem Schnee. Ein leichter Wolkenschatten zieht über sie hin zum Fjord, wird in der Ferne langsam heller, um die Hänge der Felsen am anderen Ufer dem vollen Lichte freizugeben. Dies Crescendo des Lichtes zeichnet auch die Winterlandschaften Kolstø's aus.

Die Seitensäle bringen eine Anzahl Landschaften in Berlin schon bekannter Maler. Zunächst ein herrliches Bild des so früh verstorbenen Gunnar Berg: „Der Kampf im Troldfjord“; der für Norwegens Geschichte nicht unbedeutende Kampf der Fischer in ihren Handbooten gegen die Dampfer, die den Fischfang monopolisiren wollten. Berg hat die Handlung in sieben Scenen gegliedert: ein grosses Mittelbild, staffelförmig unrahmt von sechs kleinen Bildern, alles umschlungen von einer derben Umrahmung in Wickingerstil. Prächtig tritt der Gegensatz heraus zwischen den schlichtgrossen Linien der Nordlandfelsen und dem bunten Gewimmel der Schiffe, die sich wie verloren dazwischen tummeln. — Otto Sinding ist da mit einem hellen Wintermorgen über tiefblauem Meer; mit bekannter Energie entworfen und durchgeführt. Hansteen giebt einen verschneiten Waldweg zwischen den Felsen; Gude ein aufziehendes Gewitter über'm Fjord; Eduard Munthe eine deutsche Dorfidylle.

Es wäre sehr wohlfeil, die älteren Maler auf Kosten der jüngeren in den Schatten zu stellen. Gerechter und richtiger scheint mir, die Linie der Entwicklung zu verfolgen, die von einem zum andern führt. Dieser Gang der Entwicklung aber weist in der norwegischen Landschaftskunst auf dasselbe Ziel, das in ihrer Weise die Primitiven vom Schlag Munthe, und in grösseren Bahnen die gesammte moderne Kunstbewegung verfolgt: überall das Drängen nach Einheit, das Verschmelzen von Natur und Mensch — die grosse Versöhnung des Monismus.

Wie da die Landschaftler nach immer neuen Mitteln suchen, den Menschen als ein blosses Stück Natur hinzustellen. Wie sie gleichzeitig so voller Liebe die Natur im Einzelnen beobachten und Alles aufeinander abstimmen. Wenn sie einen Sturm schildern, ist es nicht mehr das „objektive“ Schauspiel, das man so bequem vom Fenster aus sieht; wir sehen das leidenschaftsdurchwühlte Stück Natur, dessen Leben uns ansteckt, wenn der Wind um unsere Ohren pfeift und der Regen uns die Wimpern zusammendrückt. Nichts mehr von der alten Vorstellungsweise, wo die Menschen fremd durch eine fremde Natur hingingen, sondern Ereignisse, in die wir selbst hineingezogen sind, mit denen, in denen wir leben — von denen wir uns tragen lassen wie eine Möwe über der Brandung.

Dass hier norwegische Künstler so Bedeutendes leisten, das hat ihr Land bei uns bekannt gemacht, bürgerte Ibsen bei uns ein, und wird uns noch mehr wie einen nordischen Künstler lieben lehren. Wir Deutsche hatten diese Einheit bisher lebendig nur in der Idee. Einer unserer grössten Philosophen, G. Th. Fechner, hat ein System daraus entwickelt — den „Zend-Avesta“ — voll der abgründigsten Tiefblicke. Aber es fehlte die lebendige Anschauung. Wir hatten keine Natur, die uns so intim mit sich verband, wie der Norden es thut mit seinem Brüten der ewigen Nacht, seinem Glühen des ewigen Tags. Wie Erlösung war es uns, als in der neuauflebenden skandinavischen Litteratur die ersten Offenbarungen des neuen Geistes zu uns herüberdrangen.

Nun scheint dieser Geist auch in der nordischen Malerei sich ein Organ zu schaffen. Die Kunst Munthe's deutete es nur leise an, die letzte Entwicklung der nordischen Landschaftsmalerei schon merkbarer. Am Klarsten aber zeigen es drei Bilder, die sich in den Räumen unseres alten Ausstellungsgebäudes fast wie eine stumme Kriegserklärung ausnehmen: Werenskiold, ein „Ibsenporträt“, Eyolf Soot, „Die Kindsmörderin“, Edward Munch, „Eine Kranke“.

\* \* \*

An Ibsenporträts hat es unseren Ausstellungen bisher nicht gefehlt. Die verschiedensten Maler wagten sich daran. Man begriff den Dichtergrübler denn auch allgemein mindestens soweit, dass man ihm nicht die verschwommenen „idealen“ Züge gab, die das Publikum so gerne in jeden Dichter hineinsieht. Dagegen fiel man leicht in einen andern Fehler: Man betonte zu stark den Grübler. Das vorgeschobene Kinn unter den zusammengepressten Lippen hatte doch etwas zu verbissen Schopenhauerisches, und in den Falkenaugen hinter der starren Brille lauerte zu sehr der Inquisitor. Selbst das beste mir bekannte Porträt Ibsens, im Holzschnitt von Vallston, konnte darüber nicht hinaus. Es waren die Züge irgend eines genialen Katilinariers. Was wollte er? Welches Volk hatte ihn geschaffen? Auf welchen Kulturkreis wirkte er? Das Bild gab darauf keine Antwort.

Und nun das Werk von Werenskiold. Eine nordische Winterlandschaft streckt ihre Schneeberge in den Himmel. Verloren irgendwo ein Gletscher und eine halb vereiste Hütte. Mitten drin die Gestalt des Dichters. Er wirkt

wie eine Verkörperung der Landschaft. Wie der sonnige Uebermuth, die verschwenderische Ueppigkeit Böcklin'scher Südlanschaften sich in irgend einer Faungestalt verdichtet, so hier in den Zügen dieses Mannes die ganze kalte Klarheit, der ganze stumme Ernst des Nordens. Das Silbergrau des Alters breitet sich fahl über seine Züge. Aber diese Züge sind noch fest, sind ganz der hohe Norden, der jugendlich bleibt auch im ewigen Schnee. Das ist keine abstrakte Symbolisirung mehr, keine Allegorie oder nüchterne Abtönung: wie der Mann da drinsteht im norwegischsten Norwegen, wie er in der Natur und die Natur in ihm aufgeht, fühlen wir etwas von dem grossen Eins, wir verstehen, was Fechner meint mit seinen Worten: „die Erde denkt im Menschen“. — —

„Die Kindsmörderin“ von Eyolf Soot. Eine Kuhmagd. Mit ihrem Kinde hat sie sich im Stall versteckt. Eine fürchterliche Stunde liegt hinter ihr. Was sie an Qual und Angst in den letzten Monaten durchlebt hatte, war wie zusammengeströmt in diese eine Stunde. Ein furchtbarer Druck, der nach Entladung schrie. Sie musste diese That vollbringen, sie sah nichts mehr, sie hörte nichts mehr, immer wieder nur die eine Vorstellung einer grausamen Nothwendigkeit, die sie in einen immer engeren Hohlweg hineinpeitschte. Wie in einem leblosen Automaten hatte die That sich schliesslich in ihr abgewickelt. Und nun der grässliche Augenblick der Ernüchterung. Das Blaugrün des ersticken Kindes flirrt ihr vor den Augen. Es beschmutzt das Halblicht des Stalles, die Rücken der Thiere, die Wände. Wie im Krampf starrt ihr gläsernes Auge ins Nichts, und die Arme bleiben starr in der Luft. Was der eine Gedanke einer wahllosen Nothwendigkeit all die Zeit in ihr aufstaute, das stürzt nun über sie her. Tausend Vorstellungen in rasender Jagd aufeinander. Sie wird keine ruhige Stunde mehr haben, man wird sie entdecken, all das, wozu sie lebte, was sie hoffte von künftigem Glück, eine lange Kindheit hindurch, eine sonnige Jugend — hin, hin. — —

„Eine Kranke“ von Edward Munch. Sie muss lange gelitten haben, wie sie dasitzt in ihrem ärmlichen Lehnstuhl. In den Augenhöhlen drängt schon das todte Rund der Knochen vor. Aber nun ist auch Erlösung da. Noch dieser letzte, müde Blick zu der Mutter an ihrer Seite, und der Tod wird in ihren Augen gerinnen. Diesen letzten Blick jedoch verklärt ein Schauspiel, wie sie es nie in ihrem jungen Leben sah. Als ob sie auf einer Höhe stünde, und tief unten in sonnigem Thal breite sich ihr Leben aus. Was sie that und was sie dachte, wird wieder wach. Längst Verschollenes findet sich wieder und längst Vergessenes kommt zu Wort. In der weiten Klarheit der Erinnerung dehnt sich das alles vor sie hin. Ihr Leben war nicht umsonst, und ihr Leben war rein. Das Bewusstsein durchleuchtet ihren Blick noch in dieser Stunde, wo die Mienen schon zu müde werden für ein Lächeln, und still und friedlich gleitet sie hinüber in das grosse Schweigen.

Das ist es, was diese drei Bilder hervorhebt. Sie geben das Leben jener räthselhaften Augenblicke, die den modernen Grübler immer mehr beunruhigen. „Psychal impressions“ nannte sie Edgar Poe, „intuitive Momente“ Swedenborg; es ist die „Intuition“ der Mystiker, die „intellektuelle Anschauung“ der Romantik. Solche Augenblicke können im Leben der letzten Kuhmagd so gut wie dem des grössten Dichters aufblitzen. Unsere Seele schwebt in ihnen auf zu Höhen, wo wir den Kreis unseres Daseins wie eine kleine Fernsicht überblicken, wo Streiflichter fallen auf Nachbargebiete, dass wir mit dem Blick des Hellschers das Woher und Wohin erkennen. Der Majaschleier scheint zerrissen, die Schranke zwischen uns und der Natur fällt hin, und eine alleinige Weltanschauung thut sich auf.

Unklar erst dämmert diese Weltanschauung, und mit gespannter Aufmerksamkeit achten wir auf jeden, der uns einen kleinen Durchblick zu ihr

gewährt, mag das Fenster der Aussicht noch so verstaubt sein. Hier das Geheimniss, das die norwegische Kunst für uns so sympathisch macht. Sie giebt neue Aussichten. Denn eine Aussicht ist die Atmosphärenmalerei nordischer Künstler wie Normann, wo der Mensch mit tausend Fäden in die Natur verwebt ist. Eine Aussicht ist die Kunst der Erinnerungen eines Munthe, die nur das kennt, was bis in's Allerheiligste der Seele dringen konnte. Aussicht mehr als alles ist die Innenmalerei, für die Munch charakteristisch ist. Der Typus Normann ist bei uns bereits heimisch geworden. Die Typen Munthe und Munch werden es noch sein. Munthe wohl früher als Munch, aber Munch wird tiefer gehen. Beide sind Norweger in ihrer Seelenkunst. Nur ist Munthe von dem Volk, das derbe Springtänze tanzt, an heiteren Märcchen sich sonnt oder mit Gespenstergeschichten sich die Dämmerstunde graulich macht. Munch's Ahnen sind die Nordländer, die Runen in die Steine schlugen.

## Zur Reform der ärztlichen Prüfungen.

Vor wenigen Wochen wurde eine Zusammenstellung der Ergebnisse der kommissarischen Berathungen über die Revision der medizinischen Prüfungen veröffentlicht. Schon der Hinweis darauf, dass die Studirenden der Medizin ein Drittel aller Universitätsbesucher ausmachen und vielleicht neben den Naturforschern und Nationalökonomien den geistig regsten, fortgeschrittensten Theil der Hochschuljüngerschaft darstellen gegenüber den Juristen, Philologen und Theologen, bei denen das „Es steht geschrieben“ das bedeutsamste Denkfundament bildet, sollte eine eingehende Besprechung an diesem Ort rechtfertigen. Zudem aber handelt es sich über die studirenden Interessen hinaus um eine Frage von eminent sozialer Bedeutung. Die Herren Zukunftsstaatsparodisten leisten sich vielfach den billigen Scherz, die Stellung des Arztes in ihren Kunststaaten zu beleuchten, ob er mit bestimmten Arbeitsstunden auskommen könne oder gar ob er nach dem Aufhören des sozialen Elends als der Hauptkrankheitsursache nicht überhaupt abgeschafft werden müsste. Gewiss, das Arbeitsfeld des Arztes ist wandelbar und immerzu erfährt es nach jeder Richtung neue Abgrenzung, Einschränkung oder Erweiterung. Die moderne Wissenschaft bemüht sich in erster Linie darum, die, auf von aussen her eindringenden Keimen beruhenden parasitären, ansteckenden Krankheiten zu bekämpfen, sei es durch spezifische Mittel, sei es durch vorbeugende Massregeln. Wohl sind manche epidemische Krankheiten von selbst ausgestorben, wie die englischen Frieseln, oder zu einer geringeren Gefährlichkeit gealtert, wie die Bubonensepe, andere aber sind vor den direkten Kampfmitteln des Arztes zurückgewichen, so die Pocken, so in gewissem Grad schon die Tuberkulose. Aber so lange an die ungünstigen Lebensverhältnisse, die Wohnungsnoth und Unterernährung in erster Linie, mit unzureichenden Hilfsmitteln herangetreten wird, müssen noch viele Tausende, aller Widerstandskraft bar, den Bakterienkrankheiten zum Opfer fallen. Der Arzt ist hier nur befugt, den Kampfplan zu entwerfen; zur Durchführung sind ihm die Hände gebunden. Aber seine Sache ist es, immerdar auf dem Qui vive zu stehen. Ein kaum übersehbares Arbeitsgebiet ist eröffnet in den hygienischen Bestrebungen der verschiedensten Art, im Gewerbe-, Unfall-, Nahrungsmittelwesen, bei Wohnungs- und Stadtanlage, im Schulbetrieb u. s. w. In diesem Sinn erfüllt der Arzt vielleicht den sozialsten aller gelehrten Berufe.

Das Arbeitsgebiet ist in stetem Wachstum begriffen und wird voraussichtlich im Fortschritt beharren. Neben der Technik hat kein andres Feld menschlicher Thätigkeit in den letzten zwei Menschenaltern so vielfältigen Umschwung erfahren, wie die Heilkunde. Die neuen Errungenschaften der Naturforschung — denken wir nur an die Röntgenstrahlen — werden sofort von ärztlicher Seite aufgegriffen. In kurzen Perioden, oft weniger als einem Dezennium, sind, der Erweiterung wissenschaftlicher Bethätigung entsprechend, neue Lehrstühle errichtet worden. Kaum ist die Hygiene als voll- anerkanntes Fach in die Hochschulen eingezogen, so fragt es sich schon, ob nicht die Bakteriologie neben ihr selbstständig gemacht werden müsse. Lehrkanzeln für physiologische Chemie, Kinderheilkunde, Syphilis, Haut-, Kehlkopf- und Ohrenkrankheiten werden gefordert. Manche Dozenten befassen sich ausschliesslich mit Blasenleiden, andere mit Bäderkunde oder mit wissenschaftlicher Photographie u. s. w. Kurzum, ein rasches Avanziren in ganzer Frontlinie. Mag auch manchem wohlheingepfündeten Geheimrath der Athem knapp werden, wenn die jüngeren Fachkollegen mit neuen Hilfswissenschaften, mit enormen chemischen, physikalischen, technischen Kenntnissen ausgerüstet ihm über den Kopf wachsen wollen, er darf es nimmermehr wagen, als *laudator temporis acti* aufzutreten. Wenn der Laie sich auch um die Einzelfortschritte nicht kümmert, ein überaus lebhaftes Interesse hat er doch daran, dass den für das allgemeine und sein eigenes Wohl so eminent wichtigen Bemühungen kein Hemmiss in den Weg gelegt werde. Wo des lieben Leibes Wohl und Wehe in Frage steht, hört der ängstlichste oder misstrauischste konservative Herr auf, am Altbewährten zu hängen.

Bei allem Zuwachs bleibt das universale Objekt ärztlicher Thätigkeit das gleiche, dasselbe und einzige: das Wohl des Menschen, und es ist darum selbstverständlich, dass alles darauf Hinwirkende von dem jungen Arzt, mag er sich nachher auch noch so sehr spezialisiren, zu einer Zeit wenigstens in den Kernpunkten einmal zusammengefasst worden sein muss, ehe ihm die Approbation ausgehändigt wird. Die Formulirung dessen, was er in der ärztlichen Prüfung als seinen geistigen Besitz präsentiren soll, wird in knappen Zeiträumen geändert werden müssen. Der letzten umfassenden gesetzlichen Prüfungsordnung von 1883 folgte ein Nachtrag über die Impfpflicht 1887. Seitdem sind die Anforderungen der einzelnen Examinatoren entsprechend dem Anwachsen des wissenschaftlichen Stoffs stillschweigend angeschwollen, so dass es jetzt von Seiten der Prüfungskommission so gut wie von Seiten der Examinanden als ein Bedürfniss empfunden werden mag, neuerdings eine Formulirung vorzunehmen.

Prüfen wir nunmehr das, was die kommissarischen Berathungen über die Examenrevision niedergelegt haben. Es handelt sich um erhebliche Neuforderungen, und diesen soll eine Mehrleistung der Examinanden entsprechen, deren positive Leistungsfähigkeit trotz aller Uebungs- und Anspannungsmöglichkeit doch auf jeden Fall weder unbeschränkt noch leicht berechenbar ist. Dass aber in dieser ganzen, zwei Seiten betreffenden Frage das „*Audiat et altera pars*“ nur die bescheidenste Berücksichtigung finde, ist unter den heutigen Verhältnissen mit einer Präzision ausgeschlossen, dass schon die Ventilation dieses Punktes selbst bei der rechtlosen Hälfte vielfach nur auf ahnungsloses Lächeln stossen dürfte. Am 19. Juli tagten zur Berathung der Prüfungsordnung die Delegirten der medizinischen Fakultäten in Eisenach; zur Zeit hüllen sich hierüber die geheimen Räthe noch in das beliebte Stillschweigen.

Wer noch nicht mit dem grossen Umriss der bisherigen ärztlichen Prüfungsordnung vertraut ist, sei kurz darauf hingewiesen, dass bisher eine Zweitheilung vorlag; am Schluss des vierten Semesters fand ein mündliches, rein theoretisches Examen, das

sog. Physikum statt über Anatomie, Physiologie, Chemie, Physik, Botanik und Zoologie. Nach mindestens vier dem klinischen Studium gewidmeten Halbjahren, doch nicht vor Ablauf des 9. medizinischen Semesters überhaupt, begann die Approbationsprüfung. Anatomie wurde theoretisch und praktisch geprüft, darauf rein theoretisch Physiologie und Hygiene, sodann praktisch und theoretisch Pathologie, innere Medizin und Pharmakologie, Geburtshilfe, Chirurgie und Augenheilkunde. Die Prüfung ist demnach in sieben Stationen eingetheilt und wird vor 10—11 Examinatoren abgelegt.

Die jetzt zur Diskussion stehenden Neuerungen belaufen sich vorzugsweise auf folgende Punkte:

### I. Allgemeine Gesichtspunkte.

1. Die Zweitheilung bleibt. Anatomie und Physiologie sind in der Vorprüfung so zu verstärken, dass sie in der Hauptprüfung nur repetitorisch behandelt zu werden brauchen.
2. Die Studienzeit wird auf zehn Semester verlängert, doch kann das Halbjahr Militärdienst mit der Waffe wie bisher angerechnet werden.
3. Nach bestandener ärztlicher Prüfung hat der Kandidat, bevor ihm die ärztliche Approbation ertheilt werden darf, noch ein Jahr auf einer deutschen Universitätsklinik, Universitätspoliklinik, oder an einer sonstigen besonders dazu autorisirten Krankenanstalt sich als „Praktikant“ zu bethätigen. Bei guter Führung wird das zweite Halbjahr der militärischen Dienstzeit (als einjährig-freiwilliger Arzt) eingerechnet.
4. Die ärztliche Vorprüfung kann frühestens am Schluss des fünften Semesters nach vollständig bestandener ärztlicher Vorprüfung abgelegt werden.
5. Die Zulassung zur Vor- und Hauptprüfung kann verweigert werden, wenn der Kandidat nach den vorgelegten Zeugnissen sein Studium so wenig methodisch eingerichtet hat, dass dasselbe als ein ordnungsmässiges nicht angesehen werden kann.
6. Bei allen Prüfungen ist festzuhalten, dass die allgemeine Bildung keine wesentlichen Lücken aufweisen darf. Bei den einzelnen Prüfungsgegenständen ist die geschichtliche Seite derselben zu beachten.
7. Es sind geeignete Vorkehrungen zu treffen (Festsetzung von Rechtsnachteilen u. s. w.), dass die Prüfungen ohne Verzug begonnen, fortgesetzt und erledigt werden; spätestens in zwei Jahren muss die Prüfung vollendet sein.
10. Die Prüfungsgebühren sind zu erhöhen.

### II. Aertzliche Vorprüfung.

1. Der Kandidat hat nachzuweisen, dass er zwei Semester an den Präparirübungen und wenigstens ein Semester an den mikroskopischen Uebungen, sowie an einem physiologisch-chemischen und einem physikalischen Praktikum fleissig theilgenommen hat.
2. Chemie und Physik sollen eingehender geprüft werden. Zoologie ist auf allgemeine Zoologie, Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Kenntniss der Parasiten des Menschen, die Botanik auf allgemeine Botanik und Kenntniss der offiziellen Pflanzen zu beschränken.

### III. Aertzliche Prüfung.

1. Der Kandidat hat nachzuweisen, dass er nach vollständig bestandener Vorprüfung mindestens zwei Halbjahre an der chirurgischen, medizinischen und geburts-hilflich-gynäkologischen Klinik als Praktikant fleissig theilgenommen, mindestens zwei Kreissende in Gegenwart des Lehrers oder Assistenzarztes selbstständig entbunden, ein Halbjahr als Praktikant die Klinik für Augenkrankheiten fleissig besucht hat.

2. Ausserdem ist erforderlich, dass der Kandidat nach vollständig bestandener ärztlicher Vorprüfung je ein Semester die Kinderklinik oder Poliklinik, die medizinische Poliklinik und die psychiatrische Klinik als Praktikant, sowie ferner nach seiner Wahl eine der Spezialkliniken oder Polikliniken (Ohren-, Hals- und Nasen-, Hautkrankheiten und Syphilis) als Assistent oder Praktikant fleissig besucht hat.

3. Die Praktikantenscheine sind nach einheitlich festzusetzendem Formular herzustellen.

4. In der chirurgischen Prüfung wird der Nachweis der für einen praktischen Arzt erforderlichen Kenntnisse in der Ohrenheilkunde verlangt.

5. Die bisherige innerlich-medizinische Prüfung wird erweitert zu einer medizinisch-pharmakologisch-psychiatrischen. Sie ist in sieben Tagen zu erledigen. An einem Tag ist der Kandidat über Kinderkrankheiten, Hals- und Nasenkrankheiten, Hautkrankheiten und Syphilis mündlich zu prüfen. Für Pharmakologie ist ein besonderer Examinator aufzustellen, ebenso für Psychiatrie.

#### IV. Praktisches Jahr.

1. Während des praktischen Jahres führt der Kandidat den Titel „Praktikant“.

2. und 3. Das praktische Jahr kann bei einer deutschen Universitätsklinik, Universitätspoliklinik (Distriktsklinik, nicht in blossen Ambulatorien oder sogenannten Privatkliniken), oder in einer von der Landes-Zentralbehörde autorisirten deutschen Krankenanstalt zurückgelegt werden. Diese Anstalten müssen öffentlich sein und mindestens 50 Betten haben. Auf den Praktikanten müssen mindestens 20 Kranke kommen.

4. und 5. Mindestens ein halbes Jahr ist der Behandlung von inneren Kranken zu widmen. Das zweite Halbjahr militärischen Dienstes wird hierauf gerechnet.

6. Der ärztliche Leiter der Anstalt hat dem Praktikanten ein Zeugniß zu ertheilen.

7. Nach Ablauf des praktischen Jahres hat der Kandidat zur Erlangung der Approbation einen selbstverfassten Bericht und die Atteste über seine Thätigkeit als Praktikant oder einjähriger Arzt bei der Landes-Zentralbehörde, bei der er die Prüfung abgelegt hat, einzureichen. Diese wird nach Umständen noch die Vorlage der Krankengeschichten, Tagebücher, eingehende Aeusserung der Krankenhausdirigenten u. s. w. einziehen und die Kommission für Ertheilung der Approbation gutachtlich hören.

8. Diese Kommission wird auf drei Jahre aus drei Mitgliedern zusammengesetzt. In ihr sitzen ein ordentlicher Professor und zwei auf Präsentation ärztlicher Standesvertretungen hin ernannte Mitglieder.

9. Diese Kommission ist befugt, wenn sie dies für nöthig hält, zur Vervollständigung ihrer Information ein Colloquium mit dem Kandidaten vorzunehmen.

10. Ihr motivirtes Gutachten ertheilt die Approbation oder versagt dieselbe zeitweise oder dauernd.

#### V. Schlussbemerkungen.

1. Es soll auf authentische Deklaration der Gewerbe-Ordnungs-Bestimmung § 29 und 147 Ziffer 3 hingewirkt werden, dass der Gebrauch der Bezeichnung Arzt u. s. w. von einer im Inland nicht approbirten Person auch dann bei Strafe verboten ist, wenn ein Zusatz auf den ausländischen Ursprung der Approbation hinweist.

2. In der Gewerbe-Ordnung soll festgelegt werden, dass auch die Bezeichnung als Spezialarzt nur auf Grund einer besonderen Approbation geführt werden darf; der Betreffende soll dazu sich nach Erlangung der ärztlichen Approbation noch zwei Jahre

an unserer deutschen Universitäts-Spezialklinik oder dergleichen theoretisch und praktisch mit seinem Spezialfach eingehend beschäftigt haben.

3. Es soll ein Normalplan für's medizinische Studium aufgestellt werden, der dem, jeder medizinischen Fakultät zu erlassenden und den Studirenden bei der Immatrikulation einzuhändigenden Studienplan zu Grunde zu legen ist (Berücksichtigung der systematischen klinischen Vorlesungen, praktische Uebungen am Krankenbett u. s. w.).

4. Die medizinische Doktorpromotion darf nur nach erlangter ärztlicher Approbation erfolgen. Sie findet statt auf Grund einer gehaltreichen Dissertation und einer strengen mündlichen und öffentlichen Prüfung.

5. Dem Unfug mit den ausländischen Dokortiteln ist landesgesetzlich entgegenzutreten.

Anlage A bestimmt für Anatomie in der Vorprüfung einen Gang wie bisher in der ärztlichen Prüfung, vor Allem werden auch praktische Leistungen im Präpariren und Mikroskopiren gefordert. Physiologie wird eingehender geprüft.

Anlage B setzt fest, dass Anatomie und Physiologie in der Hauptprüfung nur kursorisch geprüft werden. —

Es war unerlässlich, diese eingehende Aufführung der wesentlichen Punkte in den neuen Bestimmungen vorzunehmen; aus der Mosaikartigkeit des ganzen Entwurfs aber können wir schon einen gewissen grundsätzlichen Vorwurf gegen die ganze neue Vorlage entnehmen: es handelt sich dabei nur um Stückwerk, brockenweise den bestehenden Verordnungen zugefügt, nothdürftig ankrystallisirt an das alte Material. Die Herren Autoritäten haben mit ihrer ganzen Revision sich aufgeführt nach einer Art, die sie auf ihrem Fachgebiet wohl als kurpfuscherhaft bezeichnen würden. Statt den ganzen Organismus zu heilen, gingen sie gegen einzelne Symptome der Krankheit, wie sie sie verstehen, vor. Wo sie eine Wunde, eine Lücke finden, haben sie schleunigst ein Pflaster darauf geklebt, anstatt zu bedenken, dass damit dem gesammten Körper, der behandelt werden sollte, kein ausreichender Dienst geschieht. Wir können uns der Mühe nicht entziehen, Punkt für Punkt die Neuerungen einer kritischen Durchsicht zu unterwerfen.

Leonhard Stein.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

## Robert Prutz.

Die deutsche Lyrik stand in den zwanziger und dem Anfang der dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts vorwiegend unter dem Einfluss von Byron und Lenau. Weltschmerz war das Grundmotiv, welches aus fast allen Dichtungen jener Zeit herausklang. Aber während es Byron und Lenau mit ihrem Weltschmerz Ernst war, ihre Lieder die persönlichen Leiden eines gequälten Dichtergemüths widerspiegelten, gaben unsere deutschen „Schmerzdichter“ nur einer allgemeinen sentimentalischen Stimmung Ausdruck, welche in der Niedergedrücktheit unserer ganzen politischen Zustände ihren Ursprung hatte. Börne's gramvolle Klagen über sein deutsches Volk, welchem man die in dem „Fürsten-Freiheitskriege“ so wohlverdiente Freiheit wortbrüchig vorenthalten hatte, Heine's bitterer Spott über die Knechtseligkeit jener schmachvollen Jahre der heiligen Allianz gaben der allgemeinen traurigen Stimmung einen bestimmten Inhalt; die politische Dichtung entstand.

„Politisch Lied ein garstig Lied“ heisst es in jenem zum Sprüchwort gewordenen Ausspruch Goethe's, welcher so unachahmlich den Unmuth des wohlgenährten, stets zufriedenen Philisters über jede Störung aus seiner Verdauungsrue wiedergiebt. „Politisch Lied ein garstig Lied“ riefen und rufen noch heute alle ästhetischen Thee-Seelen und glauben damit der politischen Dichtung ein für alle Mal das Urtheil gesprochen zu haben. Gewiss, für Jene, denen auch in aestheticis Ruhe als die erste Bürgerpflicht gilt, für deren Kirchthurmsweisheit nur ihre eigene Lage oder die ihres Kirchensprengels Bedeutung hat, für jene Krähwinkler ist die politische Dichtung unverständlich. Aber wer das Leben seines ganzen Volkes mitleben will, wer mitbeitragen will zur Befreiung aus alten überlieferten Fesseln, mitschaffen will an einer glücklichen Zukunftsgestaltung seines Vaterlandes, der wird jenen Männern Dank und Verehrung zollen, die mit beredten Worten das Sehnen der Volksseele aussprachen, in Gluthuchstaben ihres Volkes Schande niederschrieben, in flammender Begeisterung zu besserer That aufriefen.

Diese Fähigkeit aufzurütteln und zu begeistern war ausser Herwegh wohl keinem politischen Dichter jener Zeit in gleichem Maasse verliehen wie Robert Prutz. Seine Jugendjahre standen noch unter dem Einfluss der Welt-schmerz-Lyrik; in seinen reiferen Schöpfungen verbindet er dagegen mit grösster Inhaltsklarheit eine Formvollendung, wie sie die Werke nur wenige seiner Zeitgenossen wieder aufweisen.

Robert Ernst Prutz wurde am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren und verlebte dort seine Gymnasialzeit. 1834 bezog er als achtzehnjähriger Student die Universität Berlin, um sich dem Studium der Philologie in Verbindung mit Philosophie und Geschichte zu widmen. In Breslau und Halle setzte er seine Studien fort und promovirte an letztgenannter Universität im Jahre 1838 zum Dr. phil. Von einer grösseren Reise 1839 nach Halle zurückgekehrt, wurde er Mitarbeiter der Halle'schen Jahrbücher. Prutz musste schon 1840 Halle wegen seiner liberalen Anrühigkeit verlassen. Es erging ihm wie den „Halle'schen Jahrbüchern“. Diese Zeitschrift war im Jahre 1838 von Arnold Ruge und Theodor Echtermayer gegründet worden. Die schlagende Dialektik, mit welcher dieses Blatt die freie Forschung gegen die Reaction vertheidigte, und die scharfe Kritik, welche es der politischen und religiösen Reaction zu Theil werden liess, erregten den Zorn der preussischen Regierung. In dem Umstände, dass die Zeitschrift in Leipzig gedruckt wurde, erblickte die preussische Behörde eine Ungehörigkeit; eine nach einer preussischen Stadt benannte Zeitung müsse auch in Preussen gedruckt werden und der preussischen Zensur unterstehen. Dieser geistigen Bevormundung entzogen sich die Gründer des Blattes, indem sie 1841 nach Dresden übersiedelten, wohin sich auch Prutz von Halle aus gewandt hatte. Die Halle'schen Jahrbücher erhielten den Titel „Deutsche Jahrbücher“ und schlugen einen weit schärferen Ton an wie zuvor. Während seines Dresdener Aufenthalts veröffentlichte Prutz seine erste wissenschaftliche Arbeit „Der Göttinger Dichterbund“ (Leipzig 1841), eine etwas breit gehaltene Monographie, die aber das Wesen dieses Bundes und seinen Einfluss auf die Entwicklung des deutschen Dramas in gründlicher Weise darstellt. Aus der Dresdener Zeit stammt auch Prutz erstes politisches Gedicht. Im Jahre 1840 war in Frankreich wieder einmal das Verlangen nach dem Rhein als Ostgrenze laut geworden und Nicolaus Becker hatte darauf mit seinem

„Sie sollen ihn nicht haben  
Den freien, deutschen Rhein“

geantwortet. Diesen ziemlich banalen Versen, die vielfach componirt als Lied ungemein rasch bekannt geworden waren, trat Prutz mit seinem „Der Rhein“ entgegen. Er sah ihn, den herrlichen Strom, den deutschen Rhein („wie klingt

das Wort so mächtig“), aber dem Dichter wurde dabei wehe um's Herz. Nicht strömen, nein schleichen sah er die kraftvolle Fluth, als klagte sie über den Druck, unter welchem ihre Ufer seufzten.

„Ein lautes Echo donnernd fortzutragen  
Schien Strom und Thal und Felsen mir bereit,  
Doch — grad heraus: Man darf das Wort nicht sagen,  
Das freie Wort, ihr wisst, es ist gefeit!“

Das Wort vom freien Rhein dünkt ihm ein Hohn. Der freie, deutsche Rhein ziemt nur dem freien, deutschen Volke. Der Dichter ruft den Deutschen zu:

Mit euch zuerst müsst ihr den Kampf beginnen!  
Soll unverführt von heiserem Geschrei  
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen  
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei!

Die alten Burgen werden in der Stunde der Gefahr dem Rheine keinen Schutz gewähren:

„s giebt einen andern, kräftigern Genossen  
Als jener Trümmer bröckelndes Gestein“

dieser kräftigere Genosse —

„es ist der deutsche, ist der freie Geist!“

Deutsch und frei sei das Volk, dann wird auch sein Rhein frei sein.

„Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,  
An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!

Mit freier Stirn, grad aufwärts mußt du blicken,  
Vom eignen Muth gesättigt und verschönt.“

Wenn das deutsche Volk sich zu dieser Höhe erhebt, dann „wirds erreicht“

„Denn dann gelang's ihm ewig fest zu flechten,  
Die goldne Freiheit soll die Fessel sein,  
Dann lohnt es sich bis in den Tod zu fechten,  
Dann deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein!“

Die vielseitige poetische Begabung des Dichters offenbarten seine im folgenden Jahre herausgegebenen „Gedichte“ (Leipzig 1841). Die Sammlung enthält ausser den politischen „Zeitgedichten“, von denen besonders die satyrischen hervorzuheben sind, eine Reihe sprachlich und inhaltlich hervorragender lyrischer und erzählender Schöpfungen. Gleichzeitig wandte sich Prutz auch wieder dem Drama zu, indem er einen bereits im Jahre 1835 behandelten Stoff „Moritz von Sachsen“ umarbeitete. Moritz erscheint als der Träger des deutschen Einheitsgedankens. Um die deutsche Einheit zu verwirklichen, unterstützt Moritz, der Protestant, den Kaiser Karl V. in dem Kampfe gegen seine Verwandte und Glaubensbrüder Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen. Zu spät erkennt Moritz, dass er den Kaiser überschätzt hat, als er ihn für befähigt und gesonnen hielt, die alte Pracht des deutschen Reiches wiederherzustellen. An der Zukunft seines Vaterlandes verzweifelnd, voll Gram über sein verfehltes Streben, reisst der Schwerverwundete sich den Verband herunter und verblutet, betrogen um seine Hoffnung, „ein enig Deutschland, ein verbundenes Deutschland“ zu schaffen. Das Drama ist durch und durch Tendenzstück, in Menschen vergangener Zeiten hat Prutz das Sehnen seiner eigenen Zeit hineingelegt; aber trotz dieses grossen Mangels ist das Stück wegen seiner guten Charakteristik der einzelnen Personen, seines geschickten Aufbaues und seiner edlen Sprache, nicht nur litterar-historisch, sondern auch künstlerisch werthvoll. Während er den „Moritz“ umarbeitete, schuf der Dichter den „Karl von Bourbon“, ein Schau-

spiel in fünf Akten; dem der bekannte Verrath, den Karl von Bourbon an Franz I. beging, zu Grunde liegt.

Das poetische Schaffen des Dichters, sowie seine Mitarbeit an den „Deutschen Jahrbüchern“, deren scharfen Ton ich schon vorhin erwähnte, hatte Prutz bei der sächsischen Regierung bald missliebig gemacht, und so wandte er sich nach Jena. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange; er gerieth mit der Zensurbehörde in Konflikt und wurde ausgewiesen. Um dieselbe Zeit fielen auch die „Deutschen Jahrbücher“ der sächsischen Reaktion zum Opfer. Prutz ging nun nach Halle. Er hoffte, sich hier als Privatdozent habilitiren zu können; die Erlaubniss wurde ihm jedoch verweigert. Nun widmete sich Prutz privaten litterar-historischen Studien, deren Frucht „Die Geschichte des Journalismus“ war, von welcher der erste Band 1845 in Hannover erschien. Ebendasselbst erschienen auch die „Litterar-historischen Taschenbücher“, mit deren Herausgabe Prutz 1843 begann. Im Ganzen sind von diesem Unternehmen 6 Bände erschienen (Hannover 1843—48), welche zahlreiche Beiträge aus der Feder des Herausgebers enthalten. Dieselben wurden grossentheils später gesammelt veröffentlicht unter dem Titel: „Kleine Schriften zur Politik und Litteratur“ (2 Bde. Merseburg 1847). In dieselbe Zeit fällt die Veröffentlichung einer satyrisch-politischen Schrift, der „Politischen Wochenstube“ (Zürich und Winterthur 1845). Hier lässt der Dichter, der liebevollen Aufsicht der deutschen Zensur enthoben, seiner Lust an Spott und Hohn in köstlichster Weise die Zügel schiessen.

Im Jahre 1846 gelang es endlich Prutz, sich in Berlin zu habilitiren. Seine Vorlesungen über „Die deutsche Litteratur der Gegenwart“ und über „Die Geschichte des deutschen Theaters“ erfreuten sich eines sehr zahlreichen Besuches.

Die ersteren liess er im folgenden Jahre in Leipzig und die letzteren in Berlin im Druck erscheinen (1847). Seine Vorlesungen über „Die Geschichte des deutschen Theaters“ haben bleibenden wissenschaftlichen Werth. Sie bieten sowohl eine gründliche historische Untersuchung über das Drama von seinen ersten Anfängen an, als auch werthvolle ästhetische Betrachtungen über die dramatische Kunst; zudem enthalten sie eine Menge einzelner hochinteressanter Notizen. Prutz hatte sich denn auch als Dozent bald einen Ruf erworben, aber das vormärzliche Berlin war nicht nach dem Geschmack unseres Dichters, und so siedelte er denn bereits 1847 nach Hamburg über. Hier übernahm er die dramatische Leitung des Hamburger Stadttheaters und gab die „Dramaturgischen Blätter“ heraus. Unbefriedigt von seiner Thätigkeit ging Prutz bald wieder nach Dresden, wo er die in Hamburg begonnene Herausgabe seiner Dramen fortsetzte. Die Februar-Revolution riss ihn aus seinem litterarischen Schaffen heraus. Er hielt Vorlesungen über „Die neuesten Zeitereignisse“ und eilte, als die revolutionäre Bewegung sich ausbreitete, im März nach Berlin. Hier wirkte er eifrig als Mitglied des „konstitutionellen Klubs“; aber dem Dichter waren seine Ueberzeugung und seine Ziele zu ernst und heilig, als dass ihn nicht bald vor dem phrasenhaften bürgerlichen Liberalismus geekelt hätte. Die Wogen der revolutionären Bewegung hatten Prutz eben auch mit fortgerissen, aber nur auf kurze Zeit; er kam bald wieder zu seiner alten Ansicht über die Liberalen, der er schon früher in folgenden Versen Ausdruck verliehen hatte:

Pereant die Liberalen,  
 Die nur reden, die nur prahlen,  
 Nur mit Worten stets bezahlen,  
 Aber arm an Thaten sind;  
 Die bald hier, bald dorthin sehen,

Bald nach rechts, nach links sich drehen,  
Wie die Fahne vor dem Wind:  
Pereant die Liberalen!

Pereant die Liberalen,  
Jene blassen, jene fahlen,  
Die in Zeitung und Journalen  
Philosophisch sich ergeh'n;  
Aber bei des Bettlers Schmerzen,  
Weisheitsvoll, mit kaltem Herzen,  
Ungerührt vorübergeh'n:  
Pereant die Liberalen!

Pereant die Liberalen,  
Die bei schwelgerischen Mahlen,  
Bei gefüllten Festpokalen  
Thurm der Freiheit sich genannt,  
Und die doch um einen Titel  
Zensor werden oder Büttel  
Oder gar Denunziant:  
Pereant die Liberalen!

\* \* \*

Prutz kehrte nach seiner Vaterstadt Stettin zurück und arbeitete an seinem Geschichtswerke: „Zehn Jahre. 1840—50. Geschichte der neuesten Zeit“, von welchem der erste Band 1848—50 in Leipzig erschien, und an seinem Drama: „Erich, der Bauernkönig“.

Das Stück, ein Schauspiel in fünf Akten, ist Prutz' beste dramatische Schöpfung.

Erich ist der Sohn des grossen Königs Gustav Wasa und eines Weibes von geringer Herkunft. Herrisches königliches und hingebendes bauerliches Blut fliesst in den Adern des jungen Fürsten, der nach dem Tode seines Vaters den vielumstrittenen Thron der Wasas besteigt. Mit mächtiger königlicher Kraft besiegt er die feindseligen Prätendenten, um dann einen schwereren Kampf zu beginnen, den für seine Bauern gegen den sie bedrückenden Adel. Und diesen Kampf führt er mit ritterlicher Kühnheit und bauerlicher Geduld und Zähigkeit. Zu dem offenen Widerstand des in seinen Interessen bedrohten Adels gesellt sich die Verständnisslosigkeit der Bauern, um Erich die Durchführung seiner Bauernbefreiung unmöglich zu machen. Aber er hat sich seinem Zwecke so ganz hingegeben, dass er glaubt, jedes Hinderniss besiegen zu können. Und so gelangt er, dem als höchstes Ziel vorschwebt, seinem Volke Frieden und Freiheit zu bringen, zu Gewaltthaten und Grausamkeiten, die ihn seinen Bauern entfremden. Und vollends irre werden diese an ihrem Fürsten, als er seine Geliebte Katharina, ein Bauernmädchen, zu seiner Gemahlin, zur Königin erhebt. Dieser vorurtheilslosen Handlungsweise stehen die Bauern ganz verständnisslos gegenüber. Sie, für deren Glück Erich kämpft und leidet, sie sehen in dieser Ehe eine Beschimpfung des Thrones; die reine Liebe Erichs zu Katharina ist ihnen etwas Unfassbares; nur durch Zauberei kann die Bauerndirne den König bestrikt haben; sie erscheint den Bauern als Hexe. Sie fallen von Erich ab; nur ein Häuflein Getreuer bleibt noch um ihn. Und nun muss er es schmerzlich erkennen, dass sein edles Streben zum Fluch für sein Volk geworden, dass er seinen Bauern eine Freiheit erkämpfen wollte, für die sie noch nicht reif waren; und nun erscheinen ihm seine Grausamkeiten in einem anderen Lichte als bisher; er hat die Unerreichbarkeit seines Zweckes eingesehen, und die angewandten Mittel treten in ihrer schauerlichen Blutigkeit

aus ihrer bisherigen Verklärung hervor. Erich steht erschüttert, aber ungebeugt. Soll sein Streben Früchte tragen, so muss er zu den vielen Todtenopfern noch ein letztes fügen, sein eigenes. Sein Tod soll sein Volk versöhnen, damit aus der blutigen Saat der Baum der Freiheit erwachse. Kämpfend für seine Bauern wird er von einem seiner eigenen freigelassenen Leibeigenen erschlagen. Bei seinem Ringen steht ihm nur eine einzige Seele völlig verständnißvoll zur Seite, ihm bis zum Tode treu, seine Gemahlin Katharina, die „Bauerndirne“. In ihr hat Prutz eine herrliche weibliche Gestalt geschaffen, die wohl einen Erich zum Gatten verdiente. Im vierten Akt steht Katharina an der Leiche ihres Vaters, der im Streite gegen ihren Gatten getödtet worden. Sie schaudert vor Erich zurück, sie erinnert ihn an seine Grausamkeiten und fragt ihn halb vorwurfsvoll halb traurig:

„Du, einst so mild, so weich, so mitleidvoll?  
Es war kein Kind sanftmüthiger als Du!“

„Fluch auf die Sanftmuth die ich je gezeigt!“ entgegnet ihr Erich; wäre er nicht so mild gewesen, so hätte man es nicht gewagt, seinen besten Absichten solchen Widerstand entgegenzusetzen, er wäre nicht aus Erbitterung von Grausamkeit zu Grausamkeit gelangt. Er hat den Sinn seines Lebens erkundet:

„Das ist das Räthsel meines dunkeln Seins:  
Ich bin ein Zwingherr — in der Freiheit Namen  
Ich bin Tyrann — im Namen meines Volks.“

Und nun schildert Erich in den beredtesten Worten, wie er in der Stille der Nacht die Gestalten der Erschlagenen vor ihm auftauchen. Er sieht sie wieder vor sich, aber er weist sie zurück, hinab in ihre Gräber, denn er will seine Schuld sühnen:

„Ich will Euch ja das Todtenopfer nicht,  
Das letzte nicht und köstlichste, entziehen;  
Ich will ja nicht der Einzige bleiben, welcher  
Gesündigt hat und wurde nicht gestraft!  
Einst, wenn das letzte Unrecht ward getilgt,  
Wenn himmelwärts mit fruchtbeladenen Zweigen  
Der Baum der Freiheit blühend sich erhebt:  
Dann biet ich auch mich selbst der Strafe dar!  
Dann auf dem letzten Blutgerüste sei,  
Mein eignes Haupt das letzte, welches fällt!  
Nun weisst Du es, nun hab' ich Dir gebeichtet,  
So wahr und fromm, als stände ich vor Gott.  
Nun, wenn Du willst, verlass mich —“

Katharina ist besiegt; dem schmerzgequälten und doch ungebeugten Manne, dem sein reinstes Wollen zum Fluch wurde, kann sie ihr Mitleid, ihre Bewunderung, ihre Liebe nicht versagen:

„Wohin es sei: ich folg' Dir — in den Tod!“

\* \* \*

Als nach Beendigung der Wirren der Jahre 48 und 49 die deutschen Lande wieder zur Ruhe gekommen waren, da nahm auch Prutz' nomadenhaftes Umherziehen ein Ende. Von seinen wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten — soeben hatte er in Mannheim „Neue Gedichte“ erscheinen lassen — wurde er als ausserordentlicher Professor der Litteratur nach Halle berufen, wo er einen Theil seiner Studienzzeit verlebte und einmal vergebens Privatdozent zu werden versucht hatte. Hier in Halle hat Prutz zehn Jahre lang dozirt, wegen seiner anregenden und schwungvollen Vorlesungen ungemein be-

liebt. Neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit als Lehrer, fand Prutz bei seinem hervorragenden Fleisse noch Zeit zu vielseitigen wissenschaftlichen und künstlerischen litterarischen Arbeiten. Er liess 1851 in Dessau das „Taschenbuch der neuesten Geschichte“ erscheinen und begann im selben Jahre mit Wolfsohn zusammen die Herausgabe der werthvollen Wochenschrift „Das Deutsche Museum“, dessen alleinige Redaktion er bald übernahm. Im nächsten Jahre trat noch K. Frenzel in die Redaktion ein, aber die Wochenschrift fand, trotz ihres gediegenen belehrenden und unterhaltenden Inhalts nicht die nöthige Unterstützung, so dass sie in kurzer Zeit eingehen musste. Im gleichen Jahre, in welchem Prutz die Redaktion des „Deutschen Museums“ übernahm, veröffentlichte er seine ersten Romane „Die Schwägerin“ (Dessau 1851), „Das Engelen“ und „Felix“ (beide Leipzig 1851). Diese Romane stehen, ebenso wie die später erschienenen, an Werth hinter den Gedichten und Dramen weit zurück. Wohl zeigen die besten der Prutz'schen Romane eine festgefügte, durchsichtige Handlung und eine gute Charakteristik der einzelnen Personen, auch sucht der Verfasser die sozialen Zustände seiner Zeit getreu wiederzuspiegeln, aber diese Werke sind nicht empfunden, sondern erfunden; es fehlt dem Autor, der eine bedeutende ästhetische Bildung sein eigen nennen darf, an der nöthigen Gestaltungskraft.

Während seiner Thätigkeit als Hallenser Professor zeigte Prutz sein Talent von einer neuen Seite, indem er eine Auswahl der in dänischer Sprache geschriebenen Lustspiele des Norwegers Holberg übersetzte. Prutz betitelte seine Studie: Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften nebst einer Auswahl seiner Komödien. (Stuttgart 1857). Im gleichen Jahre veranstaltete er eine neue Ausgabe seiner „Gedichte“. Im Jahre 1859 veröffentlichte Prutz die letzte Arbeit seiner Hallenser Zeit: „Die Litteratur der Gegenwart, 1848—1858.“

Da er aus leicht erklärlichen Gründen häufig mit der Behörde in unangenehme Berührung kam, behagte Prutz seine Stellung als Professor auf die Dauer nicht. Er legte dieselbe 1859 nieder und kehrte in seine Vaterstadt Stettin zurück, wo er seinen Privatstudien und dichterischen Neigungen lebte. Im Jahre 1872 ist Prutz am 21. Juni in Stettin gestorben. Ein reiches Leben lag hinter ihm; als Litterarhistoriker, Uebersetzer, Romanschriftsteller, Dramatiker und Dichter hatte er sich einen Namen von bestem Rufe erworben. Sein grösster ist sein Dichterruhm.

Welch' reiche Gaben bietet er uns hier!

Neben wehmüthigen Klagen um verlorenes Liebesglück und jubelnden Liedern beglückter Liebe von prachtvoller Sinnlichkeit, Balladen seltener Vollendung. Ich nenne nur „Bretagne 1793“ und „Die Mutter des Kosaken“. Und wer kennt nicht aus der Schule jene schlichte Erzählung von dem „Räuber“, der, hinter dem Kruzifix dem Kaufmann auflauernd, durch das Gebet der Kinder des Gefährdeten gerührt von seinem Vorhaben reuevoll ablässt. Und welch' köstlichen Humor besitzt Prutz. Man lese nur den „Zecher“, der vor Gottes Thron sich gegen Petrus verantwortet: „Ich war ein nachdenklicher Zecher“ und Gnade findet vor dem Herrn, der dem erstaunten Petrus zuruft:

„Geh', Petrus, voran und füll' ihm das Glas  
Aus meinem eigenen Mutterfass“

— Ei Prosit, Du seliger Zecher!

Am prächtigsten tritt Prutz' Humor in dem satyrischen Gedicht: „Lügenmärchen“ hervor. Der Dichter besteigt einen hohen Berg und sieht ein Land, wo alles das, was im lieben Vaterland so unangenehm auffällig sich breit macht, nicht vorhanden ist, da giebt's keine Barone neben dem Throne, keine

Soldaten, kein Passvisiren, keine Spione, keinen Servilismus und derartige vaterländische Dinge mehr — das alles könnte die Phantasie des Lesers sich wohl ausmalen, aber als es am Schluss heisst: „Sanfte Theologen“ — da ruft der Dichter schnell aus: „Das ist gelogen!“ Ich möchte noch Vieles anführen, aber man lese den Dichter lieber selbst; in unserer Zeit, wo dekadente Schwächlinge sich darin gefallen, aus ihren kleinen Schmerzen grosse Lieder zu machen, und aus ihren trivialsten Gefühlen und Länchen heraus sich zu Uebermenschlichen hinaufempfinden, berührt ein so kraftvoller Charakter wie Prutz unendlich wohlthuend; so ein ganzer Mann, der da sang:

Warum keine Ruhe? Warum keine Rast?  
 Von wannen die heimlichen Schmerzen?  
 Warum nicht aus flammendem Herzen  
 Unendlich geliebt und unendlich gehasst?  
 O, nur nicht grau! Nur schwarz oder weiss!  
 Und die Kraft und der Wille erringen den Preis!

F. Haupt.

### Der III. internationale Kongress für Psychologie.

Aus allen Theilen der zivilisirten Erde sind in den ersten Tagen des August viele Hunderte von Gelehrten in München zusammengeströmt, um ihre Anschauungen und die Resultate ihrer Arbeit auf dem grossen Gebiet des psychischen Geschehens gegen einander auszutauschen. Psychologen und Physiologen, Anatomen und Psychiater, Juristen und Pädagogen haben sich da auf einem ihnen Allen gemeinsamen Felde zusammengefunden. Seit dem I. internationalen Psychologen-Kongress (Paris 1889) hat die psychologische Forschung allenthalben einen ungeahnten Aufschwung genommen. Schon der Londoner Kongress (1892) zeigte gegenüber dem I. wesentliche Erweiterungen des Arbeitsgebiets und eine erfreuliche Zunahme des allgemeinen psychologischen Interesses. Der soeben beendete „III. internationale Kongress für Psychologie“ bedeutet einen weiteren erheblichen Fortschritt in dieser Richtung. Durch die reiche Fülle seiner Ergebnisse hat der von mehr als 400 Gelehrten besuchte Münchener Psychologentag den Beweis geliefert, dass die moderne Psychologie mit Recht den Anspruch erhebt, an Stelle der alten Metaphysik in den Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bemühungen unserer Tage zu treten. Auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung sieht man sich heute letzten Endes zu psychologischen Fragestellungen gedrängt. Andererseits hat die Psychologie eine grosse Anzahl von Einzelwissenschaften als Hilfsdisziplinen in ihren Dienst gezogen. So werden die internationalen Psychologen-Kongresse mehr und mehr zu Sammelpunkten für die tiefer angelegten Forscher aller Richtungen: die Psychologie ist berufen, die ungewollten üblen Nebenfolgen der von Jahr zu Jahr zunehmenden notwendigen Spezialisierung innerhalb der Wissenschaften auszugleichen und die in unzählige Richtungen auseinanderstrebende gelehrte Forschung einheitlich zusammenzufassen; sie immer wieder hinzulenken auf die schwierigsten aber auch

wichtigsten Probleme des erkennenden Geistes, um derenwillen Wissenschaft überhaupt gepflegt wird.

Freilich auch innerhalb der Psychologie selbst fehlt es noch vielfach an der wünschenswerthen Klarheit und Einheitlichkeit in Bezug auf Fragestellung und Methode. Aber darin wenigstens sind heute alle ernsthaften Psychologen einig, dass nur auf empirischem Wege, durch Erfahrung und systematische Beobachtung den Räthseln des psychischen Lebens beizukommen ist.

Das konnte am Morgen des 4. August der I. Präsident des Münchener Kongresses, Prof. Stumpf (Berlin), mit Genugthuung hervorheben. In seiner gehaltvollen Eröffnungsrede nahm der unermüdete Forscher auf dem Gebiete der Tonpsychologie auch Stellung zu der uralten Frage des Verhältnisses zwischen Seele und Leib; der Weg, den er als einen „gangbaren“ in Erwägung zog, hatte jedenfalls den Vorzug, von dem Redner klar bezeichnet und deshalb für Jeden kontrollirbar zu sein.

Der erste rein wissenschaftliche Vortrag nach den offiziellen Begrüßungsreden war mit Rücksicht auf die ausnehmend starke Betheiligung seines Landes an dem Kongress einem französischen Gelehrten übertragen worden. Der um den I. Kongress recht verdiente Pariser Physiologe Richet brachte eine „biologische Studie: Sur la douleur“, die psychologisch wenig Neues bot, aber durch die elegante Art des Vortrages fesselte. Daran schlossen sich interessante Ausführungen des berühmten Hallenser Strafrechtlehrers v. Liszt über: „Die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit“. Der Redner ging namentlich auf den viel umstrittenen Begriff der Unzurechnungsfähigkeit näher ein und bewies mit guten Gründen, dass der neueste Entwurf eines schweizerischen Gesetzbuches in dieser Beziehung erhebliche Vorzüge aufweise. Wichtig war vor Allem von dieser Seite die prinzipielle Erklärung, dass die Frage nur mit Hilfe der Psychologie definitiv zu lösen sei, und dass die Arbeit der Kriminalisten der fortgesetzten psychologischen Kritik geradezu bedürfe.

Nach dieser I. „allgemeinen Sitzung“ begann die speziellere Arbeit in den Sektionen. Die grosse Zahl der angemeldeten Vorträge hatte es nöthig gemacht (mit Ausnahme von drei „allgemeinen Sitzungen“), in 4—5 verschiedenen Sälen gleichzeitig zu verhandeln. Demgemäss war die überwiegende Mehrzahl der Vorträge auf 5 Sektionen vertheilt worden, von denen jedoch zuweilen 2 kombinirt wurden. Die I. Sektion umfasste: Anatomie und Physiologie des Gehirns, Physiologie und Psychologie der Sinnen, Psychophysik; Sektion II: Psychologie des normalen Individuums; Sektion III: Psychopathologie und kriminelle Psychologie; Sektion IV: Psychologie des Schlafes und des Traumes, der hypnotischen und der verwandten Erscheinungen; Sektion V: Vergleichende und pädagogische Psychologie.

Es kann im Folgenden nur das Wichtigste in gedrängter Kürze erwähnt werden; für alles Nähere sei auf den in Vorbereitung befindlichen ausführlichen Kongressbericht verwiesen.

Die interessantesten Resultate für die eigentliche Psychologie:

boten die Sitzungen der II. Sektion. Schon der erste dieser Vorträge: „Aesthetischer Eindruck und optische Täuschung“ von Prof. Lipps (München) fesselte in hohem Grade die Aufmerksamkeit eines zahlreichen Publikums. Es handelt sich im Wesentlichen um eine „ästhetisch-mechanische“ Theorie der geometrisch-optischen Täuschungen, die dem ausgezeichneten Münchener Psychologen auf Grund jahrelanger Studien sich ergeben hat. Eine umfassende Veröffentlichung darüber, der wir nicht vorgreifen wollen, steht bevor. Von prinzipieller Bedeutung ist dabei der Versuch einer vergleichsweise einfachen Erklärung ästhetischer Erscheinungen auf rein psychologischem Wege. Diesen methodischen Standpunkt vertrat auch der französische Aesthetiker Kasch (Rennes) in seiner mit grosser dialektischer Gewandtheit vorgetragenen Abhandlung: „De la methode en esthétique“. Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Aesthetik wurde die psychologische Analyse des ästhetischen Verhaltens als die unerlässliche Grundlage aller ästhetischen Forschung betont. Dass auch die Ethik nicht anders als psychologisch mit Erfolg betrieben werden kann, dass sie, wie die Aesthetik nur eine Disziplin der Psychologie bildet, muss selbst dem Fernerstehenden klar geworden sein aus den Darlegungen des neu ernannten Prager Extraordinarius Freiherrn v. Ehrenfels über: „Ethische Werthgefühle“. Die auf Grund der psychischen Thatsachen von dem Redner vorgenommenen „Modifikationen“ des Utilitarismus führten ihn thatsächlich weit über das Utilitäts-Prinzip hinaus, von dessen Unzulänglichkeit man, wie es scheint, schon in weiteren Kreisen sich zu überzeugen beginnt.

Der bekannte finnländische Soziologe Westermarck, der in der V. Sektion über: „Normative und psychologische Ethik“ sprach, stellte sich ebenfalls durchaus auf einen empirisch-psychologischen Standpunkt und warnte dringend vor allen vorzeitigen Verallgemeinerungen, welche den Thatsachen stets Gewalt anthuen.

In derselben Gruppe berichtete der Berliner Spezialarzt für Sprachstörungen, Dr. Gutzmann, über seine sorgfältigen sprachpsychologischen Untersuchungen, die eine überraschende Uebereinstimmung zwischen den stammelnden Lauten der Kindersprache und den Sprachen vieler Naturvölker ergeben haben.

Ueber das Verhältniss zwischen Pädagogik und Psychologie sprach, ebenfalls in Sektion V, ein erfahrener bayerischer Schulmann, der Seminardirektor Dr. Andreä („Ueber die psychologische Bildung des Pädagogen“). Wieviel in der That auch die pädagogische Praxis aus psychologischen Forschungen profitiren könnte, das bestätigte der Würzburger Lehrer Friedrich durch die Ergebnisse seiner ungemein fleissigen statistischen „Untersuchungen über die Einflüsse der Arbeitsdauer und der Arbeitspausen auf die geistige Leistungsfähigkeit der Schulkinder“. Aehnliche Untersuchungen hat vor einigen Monaten zum Zweck einer wissenschaftlichen Lösung der Ueberbürdungsfrage Prof. Ebbinghaus in Breslau begonnen. In einer allgemeinen Sitzung des Kongresses beschrieb er in ungemein anschaulicher Weise das von ihm eingeführte Verfahren, das er mit Recht als eine „neue Methode zur Prüfung

geistiger Fähigkeiten bezeichnet: In Zwischenräumen von je einer Unterrichtsstunde wurden den Kindern eigens dazu hergestellte Texte vorgelegt, in denen einzelne Buchstaben, Silben oder auch Worte fehlten. Die Durchschnittsresultate, die bei der Ergänzung durch die Schüler sich ergaben, liessen mit ungleich grösserer Wahrscheinlichkeit auf die zu Grunde liegenden psychischen Thatsachen schliessen, als die Ergebnisse der früheren Methoden (Rechnen und Gedächtnissproben).

Die II. allgemeine Sitzung wurde eröffnet durch den Vortrag des Leipziger Irrenarztes, Prof. Flechsig: „Ueber die Assoziationszentren des menschlichen Gehirns mit anatomischen Demonstrationen“. Durch die epochemachenden Entdeckungen des in letzter Zeit viel genannten Forschers werden gewisse psychologische Anschauungen unterstützt, die den Psychologen allerdings schon seit Jahrzehnten geläufig sind. Die lebhafteste, beinahe erregte Debatte, die sich an diesen Vortrag anschloss, wäre unnöthig gewesen, wenn die Mediziner sich immer bewusst blieben, dass die Fortschritte der Gehirn-Anatomie und -Physiologie in erster Linie von denen der Psychologie abhängig sind, und dass vor allem eine psychologische Deutung von Nerven- und Gehirnvorgängen, die sich bloss auf die billige zu erwerbende Vulgarpsychologie stützt, eine höchst bedenkliche Sache ist. Dann würde auch nicht mehr von einem Sitz der Empfindungen oder anderer psychischer Erscheinungen an irgend einer Stelle des Gehirns oder des Körpers überhaupt geredet werden, wo man nur von einem Orte gewisser physiologischer Prozesse sprechen dürfte, die eine nothwendige Bedingung der entsprechenden Bewusstseinsvorgänge bilden. Schon die unmittelbar auf Flechsigs Vortrag folgenden Ausführungen des berühmten römischen Anthropologen Sergi („Deve è la sede delle emozioni?“) enthielten neben recht bedeutsamen Einzelheiten erkenntnistheoretisch unhaltbare Vermuthungen über den „Sitz“ der Gemüthsbewegungen.

In der II. Sektion sprach der auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie hoch verdiente Professor Edinger (Frankfurt a./M.) sehr massvoll über das Thema: „Kann die Psychologie aus dem heutigen Stande der Hirn-Anatomie einen Nutzen ziehen?“ Bei aller Anerkennung der grossen Fortschritte, die die Anatomie gerade in der neuesten Zeit gemacht habe, sei die bisherige Zurückhaltung der Psychologen doch gerechtfertigt gewesen. Für die Zukunft sei ein vorsichtiges „Hand in Hand-Arbeiten“ zu empfehlen.

Aus der III. Sektion (Psychopathologie und kriminelle Psychologie) sind besonders erwähnenswerth die Ausführungen des Dr. Gutzmann „Ueber die Heilung funktioneller und organischer Aphasieen“ und die des Heidelberger Privatdozenten Dr. Aschaffenburg: „Psychologische Versuche an Geisteskranken“.

Sektion IV. (Schlaf, Traum, Hypnose etc.) brachte uns einen Vortrag des greisen Moralphilosophen Sidgwick (Cambridge) über die Rolle des unwillkürlichen Flüsterns bei der sog. „Gedankenübertragung“ und statistische Untersuchungen seiner gelehrten Gattin (der einzigen Rednerin des Kongresses) über Hallucinationen. Weit aus das Wichtigste

aber, was diese Sektion bot, waren die Ausführungen des Professors der Psychiatrie Dr. Sommer (Giessen) über: „Eine graphische Methode des Gedankenlesens“. Ausgehend von der richtigen Ueberzeugung, dass das sog. Gedankenlesen auf der Wahrnehmung von Ausdrucksbewegungen beruht, wie sie speziell bei „Erwartungsaffekten Jeder unwillkürlich vollzieht“, konstruirte Sommer einen Apparat, durch den die feinen Zuckungen der Hand auf eine rotirende Trommel übertragen werden. Der grosse Fortschritt im Vergleich zu den früher benutzten Instrumenten besteht darin, dass durch scharfsinnige Anwendung von drei Hebeln die drei dimensionalen Bewegungen ungefälscht wiedergegeben und nicht in einer einzigen Kurve verschmolzen werden. Wenn erst durch weitere Vervollkommnung dieses Mechanismus und durch genügend zahlreiche Versuchsreihen die individuellen Unterschiede mehr und mehr ausgeglichen werden, dann wird der Apparat sicherlich auch der „Normalpsychologie“ werthvolle Dienste leisten. Schon jetzt war er das interessanteste Stück der gelegentlich des Kongresses veranstalteten Sammlung psychologischer Apparate, die an Reichhaltigkeit alle bisher dagewesenen Veranstaltungen dieser Art übertraf.

Von hohem Interesse, namentlich für die vielen Mediziner unter den Kongresstheilnehmern, war auch die (hier zum ersten Mal demonstrierte) Durchleuchtung des lebenden Körpers mittelst Röntgenstrahlen, die ein ziemlich deutliches Bild von den Bewegungen des Herzens, des Zwerchfells und von anderen inneren Organen gewährte.

Von den Vorträgen zur experimentalen Psychologie (Sektion I) war besonders wichtig, was Professor Bezold (München) mittheilte über „eine kontinuierliche Tonreihe zum Nachweis von Gehördefekten und dessen Bedeutung für die Helmholtz'sche Theorie“. Nicht minder interessant war der Bericht des Würzburger Psychologen Professor Külpe über seine Experimente bezüglich des Einflusses der Aufmerksamkeit auf die Empfindung. Freilich lehrte gerade die Diskussion dieses Vortrags, an der Ebbinghaus, Exner, Liggs und Münsterberg sich beteiligten, wie unzählige Schwierigkeiten und Fehlerquellen bei der experimentellen Behandlung komplizirterer psychischer Phänomene zu berücksichtigen sind, und wie gerade der experimentirende Psycholog über die prinzipiellen, namentlich die erkenntnisstheoretischen Vorfragen vollste Klarheit besitzen muss.

Ein sehr bedeutsames kritisches Bedenken erhob der Münchener Privatdozent Dr. Cornelius (Sektion II) gegen eine grosse Anzahl der auf das Verhältniss zwischen Reiz und Empfindung bezüglichen Experimente. Er bewies nämlich, dass die Psychophysik einen durchgängigen Parallelismus zwischen den Aenderungen des Reizes und denen der Empfindung, damit also eine stetige, kontinuierliche Empfindungsänderung überall ohne Beweis voraussetzt. Der Hauptangegriffene, Prof. Stumpf, musste zum Mindesten soviel zugeben, dass ein derartiger kritischer Zweifel berechtigt sei.

Aber genug der Einzelheiten! Nur das sei noch erwähnt, dass am Schluss der dritten „allgemeinen Sitzung“ der zweite Präsident, Prof. Lipps (München), als letzten wissenschaftlichen Vortrag eine Art Pro-

grammrede hielt über: den „Begriff des Unbewussten in der Psychologie“, einen Begriff, den Lipps in einer ganz bestimmten Bedeutung für wichtig, ja für unentbehrlich hält, der aber, namentlich in den letzten Jahren, vielfach missverstanden und deshalb heftig angegriffen worden ist. Stürmischer Beifall beantwortete die scharfsinnigen Auseinandersetzungen des Redners.

Darauf schloss Prof. Stumpf den III. Internationalen Kongress für Psychologie mit einer kurzen, von Herzen kommenden Ansprache, in der er unter Anderem den Beschluss des Organisations-Komitees von den Anwesenden sich bestätigen liess, dass der nächste Kongress im Jahre 1900 in Paris stattfinden soll. Ribot und Richet sind zu Präsidenten, Janet zum Generalsekretär gewählt.

Wohl keiner von den Theilnehmern des Münchener Psychologentages wird unbefriedigt die letzte Sitzung verlassen haben. Der Fachpsycholog aber muss mit besonderer Genugthuung den Fortschritt bemerken, den dieser Kongress in rein wissenschaftlicher Beziehung seinen Vorgängern gegenüber bedeutet. Der I. (Pariser) Kongress trug den Titel: Kongress für „physiologische Psychologie“ und stand wesentlich unter dem Zeichen der hypnotischen Erscheinungen, die damals noch den Reiz der Neuheit besaßen. Der II. Kongress (London) hiess: „Internationaler Kongress für experimentelle Psychologie“; aber trotz des so exakt klingenden Titels oder gerade unter seiner Firma trieben da noch Spiritismus, Telepathie und ähnlicher Spuk ihr Wesen. Seit diesem Jahre wird es wohl für alle Zeiten bei der nicht misszuverstehenden und genügend weiten Bezeichnung: „Internationaler Kongress für Psychologie“ sein Bewenden haben. Und, dass man im Jahre 1900 in Paris wahrhaft wissenschaftlich zu Werke gehen wird, im Dienste einer wissenschaftlichen, empirischen Psychologie, — dafür bürgt die Zusammensetzung des internationalen Organisations-Komités, und nicht zum Mindesten: die ehrliche Vorarbeit des eben beendeten Münchener Kongresses.

F. Kr., München.

## Nach den Ferien.

Von Otto Toepfer in Berlin.

„Du kannst mich noch ein Stück nach der Jägerstrasse begleiten. Ich will meine Trude abfassen, wenn sie um Zwölf aus dem Geschäft kommt!“ sagte der Rechtsstudent Kurt Wegner zu seinem alten Schulfreunde Hugo Kuhl, dem Mediziner. Sie hatten sich im Erdgeschoss der Universität getroffen, wo sie sich Notizen über die demnächst beginnenden Vorlesungen machten.

Der Mediziner sagte zu: „Ich muss nur noch sehen, wann Senator liest. Ich will bei ihm praktizieren.“

„Gut, aber etwas schleunig, es ist die höchste Zeit.“

Sie gingen über den breiten Fahrdamm hinüber an der kgl. Bibliothek vorbei. Kurt erzählte seine Ferienerlebnisse, Hugo machte Glossen dazu.

Beide waren darin einig, dass die Ferien zu Hause quoad Ernährung und sonstige Aeusserlichkeiten ja eine ganz nette Einrichtung seien, für den inneren Menschen aber den Inbegriff der Langweiligkeit und des Stumpfsinns bildeten, da man nicht einmal zur Arbeit seine Zuflucht nehmen könne.

„Ich habe meinen alten Herrn bereits schonend darauf vorbereitet“, schloss der Jurist dies Thema, „dass ich im Interesse der Wissenschaft und meines bevorstehenden Examens für die Sommerferien vernünftiger Weise hier in Berlin würde bleiben müssen!“

„Du wolltest doch übrigens nach Breslau gehen auf Deine beiden letzten Semester?“ fragte der Mediziner.

„Ich habe mir das überlegt“, entgegnete der Andere. „Das Examen kann ich auch hier machen, um mich einmal optimistisch auszudrücken. — Nun hängt doch Trude so sehr an mir, und ich habe mich auch an das Mädcl gewöhnt und bin ihr wirklich riesig gut. Es ist das erste Mal, dass ich so lange mit Einer aushalte“ —

„Oder eine mit Dir“, ergänzte der Mediziner.

„Meinetwegen — Das war übrigens auch ein schweres Stück Arbeit, dem Alten diesen neuen Plan plausibel zu machen. Er jubelte innerlich dem Augenblicke entgegen, wo ich das Babel an der Spree verlassen würde.“

„Dein Gramdurchfurchter ist doch sehr naiv, wenn er glaubt, in Breslau würdest Du Dich bessern. Ich kenne Breslau, da kann man auch wirken, sage ich Dir, besser vielleicht als hier.“ —

„Das war ja immer meine stille Hoffnung. Und mein alter Herr hätte doch sein bekümmertes Gemüth beruhigt. Ich bin überzeugt, er hat gar keinen festen Anhaltspunkt für seine Vermuthungen, dass wir hier so arg sündigen. — Nur brütet seine Phantasie aus dem Erlebniss im vorigen Semester die merkwürdigsten Gebilde aus. Ich habe Dir das wohl noch garnicht erzählt. — Er war doch ein paar Tage hier. Einmal beehrte er meine Bude und ich war nicht da, sollte aber bald wieder kommen. Plötzlich klopft es und als er öffnet, steht Trude vor ihm. Wie sie sich aus der Affaire gezogen hat, weiss sie selbst nicht mehr recht. Jedenfalls ist der Same schwarzen Argwohns auf sein Herz gefallen, und er befruchtet ihn nun mit dem Dünger der Analogie aus seiner eignen wohl nicht ganz einwandfreien Jugend.“

Sie waren plaudernd bis an die Ecke der Jäger- und Markgrafenstrasse gekommen.

„So, hier musst Du mich nun meinem Schicksal überlassen“, meinte Kurt Wegner. „Trude wird mir nämlich gehörig den Kopf waschen. Ich habe ihr in den fünf Wochen Ferien glücklich einmal geschrieben, allerdings dann gleich 12 Seiten klein Folio. Aber das zieht ja nicht bei den Kindern. Sie hat mir einen entrüstungsträchtigen Antwortbrief geschrieben. Es sei wohl am Besten, wir gingen auseinander. Wir könnten uns ja noch treffen und sprechen und grüssen, aber weiter nichts. Nun will ich mich persönlich dem Gerichte stellen, um die Anklage der Desertion in eine solche auf zeitweilige Entfernung vom Truppentheil abzuschwächen. — Sie muss jeden Augenblick kommen, Liebster, also ziehe Dich bitte zurück. Ohne ein gelindes Donnerwetter wird es ja nicht abgehen, und bei derartigen Familienscenen ist jeder Dritte überflüssig.“

„Das ist richtig“, meinte der Mediziner. „Auch ist es zweckmässig,

wenn Du so unvermittelt und unvorbereitet den vollen Zauber Deiner Persönlichkeit auf sie wirken lässt. Das führt noch am ersten zur Begnadigung nach meiner laienhaften Ansicht von der Billigkeitsjustiz in Herzenssachen.“

„Hoffen wir das Beste“, seufzte der Delinquent komisch schmerzlich. „Uebrigens, das musst Du ja wieder wissen; könnte mir hier nicht am Ende gar von einem sittenstrengen Forum wegen doloser Suggestion à la Czinski der Prozess gemacht werden?“

„Diese Frage ist noch nicht legislatorisch geordnet“, entgegnete der Jünger des Hippokrates mit wissenschaftlichem Ernst, „und kann meines Erachtens höchstens in casu concreto vermittelt der extensiven Interpretation zum Gegenstande krimineller Verfolgung gemacht werden.“

„Mensch, verdufte“, rief der Jurist aus. „Meine Stunde ist gekommen.“

Eben trat Trude mit einem andern Mädchen aus der Thür des eleganten Damenkonfektionsgeschäftes, wo sie in Stellung war.

Der Mediziner reichte ihm die Hand und sagte mit gemachter Bewegung: „Sollte sie Dir durch standhaft ablehnendes Verhalten den Gedanken an Selbstmord nahelegen, so wende dich vertrauensvoll an mich. Ich würde Dir die schmerzlosesten Mittel an die Hand geben. — Die Beihilfe ist ja meines Wissens beim Selbstmord nicht strafbar! — Uebrigens, thue Dein Möglichstes und lass' sie nicht zu leicht schiessen!“

„An Dir ist ein Kriminalist verloren gegangen!“ rief Kurt dem Enteilenden nach. —

Die beiden Mädchen waren die Strasse heraufgekommen. Der Student stand auf der anderen Seite. Als Trude ihn bemerkte, nickte sie ihm nicht unfreundlich zu und trennte sich von ihrer Freundin, um zu ihm zu kommen. Auf der Mitte des Fahrdammes rief sie jener zu, nur langsam voraus zu gehen, sie würde ihr bald folgen.

Kurt grüßte etwas verlegen, reichte ihr die Hand und sagte: „Guten Tag, Trudchen. Geuss' aus die Schale Deines Zornes über mein sündig Haupt!“

Aber Trude war gar nicht zornig. Nur mühsam brachte sie einige vorwurfsvolle Worte heraus: „Du bist wirklich nett, Kurt. — Also doch einen ganzen Brief in fünf Wochen?“

„Ja aber bedenke, 12 Seiten. Wenn Du das in Postkarten umrechnest, so kommen mindestens 24 heraus, macht für 35 Tage circa jeden andert-halbten Tag eine!“

Trude lächelte und sah ihm forschend in's Gesicht. — Sie schwieg und seufzte.

„Bist Du mir noch sehr böse, Schätz?“ fragte er bittend.

„Ach böse nicht. — Aber es ist besser, wir gehen auseinander, Kurt. — Jedenfalls, so wie früher, fange ich nicht wieder an.“

„Aber warum denn nicht, wenn Du mir nicht mehr böse bist?“ fragte er verwundert. „Hast Du etwa Gewissensbisse?“

„Nein, das nicht“, erwiderte sie ausweichend. „Aber es geht nicht. Ich habe mir das überlegt.“

Drüben kam die Freundin zurückgeschlendert.

„Jetzt muss ich überhaupt gehen“, fuhr Trude fort, „ein andermal.“

„Ja, wann trifft man Dich dann wieder?“ fragte Kurt.

Sie überlegte. „Vielleicht Montag Abend, hole mich hier ab.“

„Erst Montag Abend? Heute ist ja erst Mittwoch!“

„Ja, anders kann ich nicht. Ich habe nicht eher Zeit. Also leb' wohl, Kurt.“

Und ehe er noch antworten konnte, hatte sie ihm die Hand gedrückt und war zu der Freundin hinüber.

Ganz überrascht starrte er ihr nach, wie sie graziös, schnell, mit dem andern Mädchen Arm in Arm fortging. Sie drehte sich nach einer Weile um und nickte ihm mit einem langen, wehmüthigen, ihm unverständlichen Blick zu. Er grüßte mechanisch und ging langsam seinen Weg zurück.

Was war geschehen? Böse war sie ihm nicht, und doch wollte sie sich von ihm trennen? -- Hatte sie inzwischen ein anderes Verhältniss angefangen? Fünf Wochen sind eine lange Zeit. Er fühlte etwas wie Wuth. Sollte ein Anderer ihn verdrängt haben? Vielleicht ein Reicher, so ein Tropf mit vielem Geld! Aber Trude hatte doch gerade darin so ganz andere Ansichten, wie die Mädchen, die er sonst kannte. Immer war sie zufrieden gewesen mit den bescheidenen Vergnügungen, die er ihr zu bieten in der Lage war. Am Frohesten war sie, wenn er ihr sagte: „Kind, heute können wir nirgends hingehen. Bei mir ist die grosse Pleite ausgebrochen. Wir wollen gleich nach Hause und gemüthlich zu Abend essen.“ —

All die schönen Stunden des verflossenen Winters fielen ihm wieder ein, die sie bei ihm geweiht hatte.

Sie hatten sich ganz prächtig mit einander eingerichtet. Oft hatte er noch etwas zu arbeiten gehabt. Dann rückte sie sich einen Stuhl an seinen Schreibtisch, bat ihn um ein Buch und konnte stundenlang lesen, ohne ihn zu stören. Denn das störte ihn nicht, wenn sie mitunter von ihrem Buche aufsass und ihn lange innig anblickte. — Dann machte sie den Tisch zum Essen zurecht. Wie eine kleine Hausfrau wusste sie überall Bescheid, besser als er selbst. Sie gab der Wirthin die Aufträge, etwa Fehlendes noch zu besorgen. Dann brühte sie Thee, oder braute einen Punsch, wenn die Ingredienzien dazu vorhanden waren. Wenn Alles bereit war, trat sie hinter ihn, und passte auf, wann er einmal eine Pause im Schreiben machen würde. Dann nahm sie ihm vorsichtig die Feder aus der Hand, küsste ihn auf's Haar oder auf's Ohr und bat ihn zu Tische.

Oft kam Kuhl auf eine Stunde herauf, weil er eine Vorliebe für das Familienleben habe, wie er sich ausdrückte. Trude bewirthete ihn, wie die Frau vom Hause und man plauderte lustig und harmlos, denn Trude duldete durchaus keine Anzüglichkeiten und konnte unerbittlich schmallen, wenn einmal ein leichtfertiges Wort fiel. — Gegen zehn Uhr entfernte sich Kuhl rücksichtsvoll, „bloss von wegen des Hausschlüssels“, meinte er erläuternd und dem Freunde verständnissvoll zuzwinkernd.

Das war für Trude immer ein fataler Augenblick. Anfangs wollte sie stets von Kurt die Versicherung hören, dass der Freund doch nichts Schlimmes von ihr denke. Mit Mühe gelang es ihm, sie zu belehren, dass ihr Verhältniss zu ihm in den Augen des Mediziners durchaus nichts Schlimmes sei. Dieser war auch feinfühlig genug, niemals ihr Schamgefühl zu verletzen. — Trude war ein lustiges, aufgewecktes Mädchen, von hübschem Gesicht, dunkelblond, blauäugig, mit einem reizenden, koketten Stumpfnäschen. Ihre frische Farbe und ihre auffallend volle Büste bei einer ungewöhnlichen Schlankheit der

Taille machten sie zu einer höchst anziehenden Erscheinung. — Kurt hatte sie bei einem Bekannten als die Freundin von dessen Wirthstochter kennen gelernt. — Später traf er sie öfters auf ihrem Wege zum Geschäft, sprach sie an, bat, sie des Abends abholen zu dürfen, und nach vier Wochen innigen Werbens hatte er ihr junges Herzchen zur Uebergabe gebracht. Zuerst war sie oft traurig und klagte sich an, dass sie schlecht wäre, so etwas zu thun. Aber dann küsste er sie so heiss, und flüsterte ihr so tröstende Liebesworte zu, dass sie wieder munter wurde, und schliesslich hatte sie sich eine passende Philosophie in ihrem Köpfschem zurechtgelegt, die sie dann eines Tages ihrem Kurt mit der unausgesprochenen Bitte um Billigung vortrug:

„Ich sage so“, deduzirte sie; „Heirathen ohne Liebe könnte ich nicht. — Leben ohne Liebe könnte ich auch nicht.“ — Dabei küsste sie ihn leidenschaftlich. — „Zu heirathen brauche ich nicht — leben aber muss ich oder will ich wenigstens noch. — Darum liebe ich Dich so sehr, süsser, süsser Schatz!“ — Und sie schmiegte sich wonnezitternd an ihm hin, und schloss ihn fest in ihre Arme und küsste ihn gierig. —

Diese Gedanken waren übrigens nicht ihr unbestreitbares Eigenthum, vielmehr waren sie die Quintessenz aus alle dem, was er ihr in der Zeit seiner Werbung in den mannigfaltigsten Variationen vorgeschwatzt hatte. — Seit jener Auseinandersetzung bildete nun nicht mehr die Frage nach der sittlichen Berechtigung ihrer Handlungsweise den Gegenstand ihres Interesses, sondern nur noch die nach der Dauer seiner Liebe. Dass sie selbst ihn ewig lieben werde, darüber verbat sie sich seinerseits jeglichen Zweifel. — Im Anschluss an eine hierauf gerichtete Erörterung nahm Kurt, der in Liebesfragen keineswegs Trudens Selbstvertrauen besass, Gelegenheit, ihr Arthur Schnitzler's „Anatol“ vorzulesen, um ihr durch die Worte einer Kapazität auf dem Gebiete des Verhältnisswesens die Möglichkeit einer andern Entwicklung vor Augen zu rücken, als der von ihr gewünschten. — Trude hörte aufmerksam zu, manchmal schüttelte sie den Kopf und blickte Kurt sinnend und fragend an. — Am Schluss aber bemerkte sie, noch völlig in der Illusion der Dichtung befangen: „Ja, wenn der Anatol auch alle paar Tage mit einer Andern anbindet! Dann ist ihm schon ganz recht geschehen.“

Kurt lächelte damals ob dieser unbewusst vorgenommenen Verwechselung von Ursache und Wirkung und von Subjekt und Objekt der Enttäuschung. —

Alles das ging ihm jetzt durch den Kopf. Er fand keine Erklärung für Trude's Verhalten. — Zu guter letzt blieb es dabei: er war wüthend, weil er sich depossedirt fühlte, und hörte auf, an die Sache zu denken, so gut es ging, indem er sich auf den Montag vertröstete.

Gegen Kuhl, der ihn gelegentlich nach dem Stande der Dinge fragte, strich er den Unbesorgten heraus, machte Ausflüchte, Trude habe keine Zeit gehabt, jedenfalls sei ihr Zorn nicht so gross, wie er erwartet hätte; — schliesslich suchte er auf ein anderes Thema zu kommen.

Kuhl gab sich mit der Bemerkung zufrieden: „Na, so klipp und klar scheint mir die Sache noch nicht zu sein. Aber ich sage ja: „der Zauber Deiner Persönlichkeit — —“

Dann sprachen sie nicht mehr davon.

Pünktlich um 8 Uhr am Montag fand sich Kurt Wegner an der

Ecke der Markgrafen- und Jägerstrasse wieder ein. Die sichere Erwartung der bevorstehenden Aussprache mit Trude befreite ihn von der Unruhe, die ihn die ganze Zeit über beherrscht hatte. — Das Nichtsthun in den ersten Tagen des Semesters, in denen es noch keine Vorlesung gab, hatte ihn sich so recht in allerhand Schwarzsehereien verbeissen lassen. Es hatte wie ein unerklärlicher Druck auf ihm gelastet. Er wollte irgend welche Schritte in der Sache mit Trude thun, wusste aber nicht, wie. Er wollte ihr schreiben. Dann gab er es wieder auf, weil er fürchtete, es ganz zu verderben. Einmal hatte er schon einen Brief fertig. Spät Abends hatte er ihn geschrieben. — Am Morgen des nächsten Tages wollte er ihn zur Post geben. Aber das sah im Tageslicht so ganz anders aus, als wenige Stunden zuvor beim Schein der Lampe. — Er fürchtete, sie könnte ihn um diesen Gefühlsausbruch auslachen, und er zerriss den Brief. Jetzt stand er vor der Entscheidung. Langsam auf- und niederschreitend überlegte er sich sorgsam, was er ihr Alles sagen wollte. — Die Strasse belebte sich. Die Geschäfte wurden allenthalben geschlossen, und die Mädchen kehrten aus den Läden und Ateliers in die Freiheit des Feierabends zurück. — Kurt war nicht der Einzige an der Ecke, der dort seine Fee erwartete. Schon wiederholt waren Herren an ihn vorübergegangen, mehr oder weniger elegante Erscheinungen, die ihn mit demselben gleichgiltig verständnissvollen Blicke striften, wie er sie. —

Es dauerte lange. — Der Student ging etwas tiefer in die Strasse hinein und stellte sich eine Weile dem Geschäft gegenüber auf, aus dem Trude kommen musste. — Die grossen Schaufenster waren durch Jalousieen aus dünnen Holzstäben verhängt, so dass man, wenn auch undeutlich, erkennen konnte, was dahinter vorging. — Es wurde anscheinend dekorirt. Durch die gewaltige Flügelthür von Glas sah man den kleinen Pavillon der Kassirerin, die mit dem Chef abrechnete. Kurt kannte ihn vom Sehen von früher her. — Er wurde etwas unruhig. — Sonst pflegte Trude schon heraus zu sein um diese Zeit. — In der Tiefe des Geschäfts sah er hinter einem mit Damengarderobe behängten Kleiderständer, der sich wie eine spanische Wand hinzog, das regelmässige Auf- und Niedertauchen eines Besenstiels, den ein Ladendiener bewegen mochte. — Er schlenderte nach dem Gensdarmenmarkt zurück. — An der Ecke kehrte er wieder um. Als er vor das Geschäft kam, hörte er, wie die schweren eisernen Rolljalousieen langsam an den Scheiben emporstiegen. Ein plötzlich eintretendes Dunkel erschreckte ihn. Die grosse elektrische Lampe vor dem Eingang war erloschen, die einzige noch in der ganzen Strasse. Eine Weile glimmten die Kohlenstifte nach, glühten roth durch das Milchglas der Lampenkugel, dann verloschen auch sie.

Trude kam nicht mehr. Sie war früher gegangen oder überhaupt nicht im Geschäft gewesen.

Kurt seufzte auf. — Dieses vermaledeite Warten hatte ihn doch etwas abgespannt, wie so Minute auf Minute verrann, bis es irgendwo  $\frac{1}{4}$  schlug, dann  $\frac{1}{2}$  — — jetzt ärgerte er sich grimmig, dass sie ihn genarrt hatte; aber er war doch wenigstens ruhig in dieser Gewissheit. — Er ging nach der Friedrichstrasse zu. — Als er über den Damm der Markgrafenstrasse schreiten wollte, musste er an einem Mädchen vorüber, das seit etwa

zwanzig Minuten dort stand, wie angewurzelt, und nach Süden ausspähte. Er hatte sie gleich bemerkt, als sie kam. Ihr ängstlicher Blick, der sich sehnsüchtig, ungewiss hoffend, immerfort in dieselbe Richtung einbohrte, belehrte ihn, dass die hübsche Kleine auch wartete, und wohl auch vergebens, wie er gewartet. — Eine teuflische Schadenfreude liess ihn im Vorübergehen ihr zuflüstern: „Wir können uns wohl trösten, Fräulein. Er versetzt Sie auch. — Ich bin auch versetzt worden.“

Das Mädchen wandte sich ab und fing an zu weinen. Diese Wirkung hatte er nicht beabsichtigt. Er wollte sich ihr nähern und abbitten. Aber als sie es bemerkte, entfernte sie sich trotzig, und da gab er es auf.

Er bummelte über die Friedrichstrasse nach seiner Wohnung zu. — Es war einer der ersten warmen Lentzage. Die Strassen wimmelten von Menschen, scheinbar lauter lustigen Menschen, die da beglückt aufathmeten nach den trüben, nassen, schmutzigen Uebergangstagen. Sie wagten es zum ersten Male wieder, fest aufzutreten, ohne Furcht, sich zu bespritzen auf dem Boden, den bisher eine braune Schlammschicht gedeckt hatte, und den heute nur ein halbfeuchter Schweiß überzog an den Stellen, wo die Sonne nicht hingeschienen hatte. — Die Decks der Omnibusse waren gespickt voll, unten wurden die dumpfigen Kästen gemieden. — Ab und zu sah man schon vorwitzige, helle Frühjahrsrachten, namentlich an Mädchen, die es nöthig hatten, sich auffallend zu machen, die herausfordernd in den offenen Droschken lagen und sich in schnellstem Tempo immer wieder dieselbe Strecke auf und ab fahren liessen. — Kurt vergass fast sein Unbehagen, auch in ihm fing Lenzesleben an frisch zu arbeiten; er fühlte es, als ob die erwachende Natur auch in ihm wohligh gähnend sich reckte und streckte nach langem Schlaf. Wie hatte er sich auf diesen Frühling gefreut! Was für Idyllen hatte er geträumt, die er mit Trude draussen, im Wald erleben wollte, im jung sich begrünenden Wald. Auf Wochen und Monate hatte er schon Pläne entworfen. Fern ab von dem Getümmel der den Sonntag gierig vergeudenden Massen wollte er mit ihr die Einsamkeit aufsuchen, wollte mit ihr sprechen von dem Glück, das sie ihm in sein sehnsuchtsvolles, liebeiches Herz gebracht hatte, wollte ihr heimlich all' die kleinen Lieder vorlesen, die im Laufe der Zeit für sie entstanden waren. — Jetzt war der Frühling da — aber Trude, seine Trude, die ihn ja ewig lieben wollte, die ihn so oft versichert hatte unter tausend Küssen, dass sie ihn so ganz verstände — wo war sie hin?

Ein Gefühl unendlicher Verlassenheit kam über ihn. — Mit Neid fast sah er die jungen Männer, ihre Mädchen am Arm, an sich vorüberziehen, vorwiegend geckenhafte, verlebte Gestalten, mit dummen, geistlosen Mienen, denen ihre innere Oede auf der Stirn geschrieben stand. Er beneidete sie um ihren trübseligen Stumpfsinn, der es ihnen möglich machte, sich mit dem Genusse des Augenblicks zu begnügen, in der schaaalen käuflichen Freude überhaupt eine Lust zu empfinden.

Wie anders geartet kam er sich vor! — O, er wusste wohl, was Glück hiess für einen jungen, feingebildeten Menschen, den nichts Schönes, nichts Edles unberührt liess, einen stillen Priester der Künste, voll tiefer, eigenartiger Gedanken — und darum fühlte er auch die ganze, niederdrückende Last eines Unglücks da, wo die Mehrzahl der jungen Männer

lächelnd, achselzuckend sich beruhigt hätte, wie ein Hund, dem ein Stück Zucker in's Wasser gefallen.

Er trat in sein Zimmer, ein hübsches, wenn auch einfaches Zimmer im Studentenviertel. — Es widerstrebte ihm, Licht anzuzünden. — Die Strassenlaternen verbreiteten bis zur Mitte des Zimmers ein ungewisses Halblicht. — Der Student setzte sich in eine Sopha-Ecke und starrte aus dem offenen Fenster. Alle möglichen Gedanken zogen ihm durch den Kopf, ungeordnet unter seltsamen Bildern, wie im Märchen, wie der nüchterne Tag sie nicht erzeugt.

Er war nicht im Stande, etwas Vernünftiges zu beginnen. Seine Gedanken zu ordnen, gelang ihm nicht. Er hatte versucht, sich abzulenken, sich an irgend ein Problem zu machen, einmal, noch einmal — immer wieder war es ihm, als ob seine Gedanken zerflatterten, wie im Traume. —

In einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses spiegelte sich das Licht einer rothen Laterne, die diesseits eine Kneipe andeutete. Aus der Kneipe scholl gemeine Musik herauf. — Der purpurrothe Reflex drüben erinnerte ihn an Sonnenuntergang. —

So roth versank die Sonne im dunkelblauen Dunst, wenn es nächsten Tages regnen wollte. —

Kurt ging, ohne zu Abend gegessen zu haben, schlafen. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. — Eine Weile mochte er vielleicht geschlafen haben. — Wie spät es inzwischen geworden war, wusste er nicht, wollte es auch nicht wissen. — Das Fenster stand noch offen. Er hörte einen Wagen langsam anpoltern und vor dem Hause halten. Ein Mann von der Strassenreinigung schaufelte den in Haufen zusammengefügten Rest des Strassenschmutzes in den Wagen. — Wohl hundertmal wiederholte sich dabei ein widerliches, dreitheiliges Geräusch, das Schurren der Schaufel auf den Pflastersteinen und das zweimalige Aufklappen der Schaufel auf den Wagenrand beim Auflegen und Ausschütten, hundertmal in marternder Regelmässigkeit. — Der Wagen war längst fort, aber immer noch pochte das Geräusch dem Schlaflosen im Hirn. —

Am nächsten Tage hatte er um 8 Uhr Vorlesung. Er konnte sich nicht entschliessen hinzugehen.

Erst um 12 Uhr ging er auf eine Stunde in's Kolleg. Als er um Eins durch die Friedrichstrasse nach Hause wollte, begegnete ihm Trude. Er sah, wie sie erröthete und ausweichen wollte. Aber es war nicht mehr möglich. Er sprach sie an.

„Ja, aber ich habe keine Zeit, Kurt.“

„Dann werde ich Dich begleiten.“

„Wenn uns aber Jemand trifft — es wäre mir furchtbar peinlich.“

„Das ist mir jetzt gleichgültig; ich will wissen, woran ich bin.“

Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander her. Endlich fing er an, bittend, möglichst ruhig:

„Sage mir nur Trude, was hast Du seit den Ferien? Du bist ja nicht wieder zu erkennen!“

Sie antwortete mit einem erzwungenen Trotz in der etwas zitternden Stimme, die ihre innere Erregung verrieth: „Ich habe Dir's ja schon gesagt. Ich habe mir die Sache überlegt; dabei bleibe ich —“

„Aber soviel könnte ich Dir doch wohl werth sein, dass Du mir wenigstens den Grund sagtest —

„Grund? Grund? Nun ich werde wohl meine Gründe haben —

„Das kann ich mir denken!“

Wieder schwiegen sie. Er fasste sie leidenschaftlich an der Hand und fühlte, wie sie zitterte.

„Trude! Hab' ich Dir was gethan? Dann war es ohne Absicht“ —

„Das nicht, Kurt!“

„Nun aber, was ist es denn, sag' es mir doch.“

„Sieh mal“, begann sie, „bei uns, da kann doch nichts Gescheidtes bei herauskommen. Wenn Du fort gehst von hier, was mache ich dann?“

„Aber ich bin doch gerade Deinetwegen wieder nach Berlin gekommen!“ fiel er ihr in's Wort.

„Ja, wenn auch Kurt!“ Das ist jetzt anders geworden, — seit einiger Zeit bemüht sich ein Herr um mich — mit ernstlichen Absichten, weisst Du — nicht so blos, wie Du“ — — —

Er trat von ihr zurück: — „Pfui Trude, das ist feige von Dir — mich zum Narren zu halten wochenlang — oh, wie hässlich von Dir“ — —

Es war heller Mittag. Sie fürchtete, Aufsehen zu erregen. „Kurt, ich werde Dir schreiben, hörst Du? — Lass mich jetzt gehen.“ —

„Ja, ja, geh' nur. Hoch lebe das Standesamt!“ rief er ihr zu und liess sie stehen. —

Sie schrieb ihm schon am nächsten Tage, bat flehentlich ab und schlug ihm noch ein Zusammentreffen vor. Sie müsste sich noch aussprechen mit ihm. Er dürfe mit dieser Ansicht von ihr nicht scheiden. — — —

Er ging nicht hin.

Nach einigen Tagen besucht er seinen Freund Kuhl und erzählt ihm alles.

„Mensch, sei nicht verrückt!“ meinte dieser. „Ich bin auch gerade verwittwet. Komm' mit mir. Ich will eben auf die Suche gehen. Für Monat Mai muss das Herz was haben!“ —

Der Jurist schüttelte den Kopf und biss sich auf die Lippe. — Wie hatte er sich auf diesen Frühling gefreut! —

## —> Rundschau. <—

### Aus der Zeit.

Die Ursachen des Züricher Krawalls. Zürich hat wieder einmal die Aufmerksamkeit der zivilisirten Welt erregt. Eine Italienerhetze ist in den Theilen ausgebrochen, in denen sich die meisten Söhne des Südens aufhielten. Zeitungsberichte und Telegramme haben bereits Einzelheiten mitgetheilt. Wenn auch der Regierungsrath in seinem Berichte an den Bundesrath die Zeitungsmeldungen übertrieben nennt, so kann man nach meinen

Erfahrungen doch ein wenig mehr auf die übereinstimmenden Berichte der verschiedenen Zeitungen, als auf das Beschwichtigungs-Telegramm des Regierungsrathes geben. Thatsache ist es, dass Tausende von Italienern, tüchtige, brave Arbeiter, unter diesen Zuständen leiden müssen und dass demnächst sich ein neuer Tumult ankündigt, der sich gegen die zweitbestgehasste Nation erhebt, gegen die Deutschen.

Als Ursachen dieser Italienerkrawalle

werden verschiedene Umstände angeführt, die im Einzelnen oder vereint dazu geeignet haben sollen, die Volkswuth zu entfesseln. Sittlichkeits-Attentate und die andauernden Messerstechereien sollen vornehmlich den „Tschinggenhass“ geschürt haben. Gegen beide Ursachen wäre aber die Polizei als Heilmittel sehr gut zu gebrauchen gewesen, wenn sie sich nur um die Italiener-Quartiere mehr gekümmert hätte. Man macht der oberen Polizeibehörde mit Recht den Vorwurf, dass sie, trotz der vielen Nothschreie aus Ausersteh und Wiedikon, auch nicht einen Schritt gethan habe, um dem Unfug zu steuern. Die Vorwürfe der Messerstechereien und Sittlichkeits-Attentate sind zwei berechnete Anschuldigungen, die man gegen einen grossen Theil der Italiener erheben konnte. Die Erbitterung der Züricher entstand angeblich aber auch dadurch, dass die Italiener keine Ausweispapiere abgeben und demgemäss keine Steuern entrichten. Last not least waren sie verhasst, weil sie zu äusserst geringen Löhnen arbeiten, bei denen man nur eine Chinesen-Existenz zu führen vermag. Auch dss sind nur Scheingründe. Denn einmal sind es in der That wenige Italiener, die sich länger als die (Bau-)Saison währt, hier aufhalten, und unter diesen auch nicht viele, die Steuern zu entrichten gezwungen wären. Andererseits giebt es nicht genug Schweizer, die Erd- und Maurerarbeiten machen wollen. Der Hauptgrund des Hasses gegen die Italiener ist der, dass sie äusserst genügsam, wenig konsumieren und wenn möglich nur bei ihren Landsleuten ihre Einkäufe besorgen — weil sie von den Schweizern übervorthelt werden. Uebersieht man das Schlachtfeld des Tumults, so muss man sich füglich wundern, dass nur Gasthäuser, die Italienern gehören, demolirt wurden, dass sich z. B. in der Rappengasse nicht ein Stein in die benachbarten Schweizer Restaurants verirrte. Ich will nicht die schwere Anschuldigung wiederholen, die man aus diesem Umstande auf die Ausersihler Gastwirthe wälzt, indess ist dieser Zufall denn doch eigenartig.

Der ganze Vorfall hat ein grelles Licht auf den eigentlichen Charakter bestimmter Schichten des schweizerischen Volkes geworfen. Wir können im Schweizer\*) Volk drei Klassen unterscheiden, die eine, das Kontingent der Gebildeten darstellend,

\*) Dieses Urtheil kann sich nur auf die Deutsch-Schweizer beziehen, weil ich die französischen und italienischen zu wenig kenne.

umfasst die Gelehrten und Vertreter der Wissenschaft wie Litteratur; dem gegenüber steht die Arbeiterklasse, die beginnt, sich ihrer Menschenwürde bewusst zu werden und durch Bildungsbestrebungen versucht, ihre Angehörige auf ein höheres Niveau zu bringen. Dazwischen befinden sich die Ritter der Industrie mit ihrem grossen Anhang. Unter diesen sind auch die Nachkommen jener Reisläufer, die im Schweizer Volk verderbliche Charakterzüge zur Entwicklung gebracht haben. Die Treue, die sich um Silberlinge verschachern liess, zog auch die Geldgier, die Unterwürfigkeit gegen den Geldbesitzenden nach sich. Man könnte sich ekeln vor diesen „freien“ Menschen, wenn man als Fremder in ein Hotel kommt und sich von dem Hotelbesitzer bis zum Piccolo als Herr Graf oder Mylord mit Katzenbuckeln und grösster Dienstfertigkeit behandeln lassen muss — weil — ja weil man den Leuten als ein gutes Ausbeutungsobjekt erscheint. Alle Achtung vor den reichen Reisenden — einen Fusstritt dem Handwerksburschen oder Arbeiter. Nirgend blüht die Fremden-Industrie so wie in der Schweiz, und nirgend grösser wieder als in den Städten. Als Fremder muss man oft selbst Kleinigkeiten um das dreifache theurer bezahlen als der Einheimische. Alles das gehört eben zur Fremden-Industrie. Dazu rechnet man aber auch die ungetrübte Bewunderung für unsere Institutionen; wir haben unsere herrliche Natur und noch viel herrlichere Gesetze. Ihr Fremden müsst Alles, was Ihr bei uns seht, bewundern — —. Die Arbeiter haben indess durchaus keinen Grund, mit allem, was die Schweiz ihnen bietet, zufrieden zu sein. Schon in Preussen giebt es zum Theil für den Arbeiter in mancher Hinsicht bessere Verhältnisse wie in der Schweiz. Da ist es natürlich nicht angenehm, wenn die Arbeiter das erkennen und aussprechen. Zumeist sind es eben Deutsche, die über erlittene Unbill nicht schweigen, stellen sie doch nächst den Italienern das grösste Fremden-Kontingent. Die Italiener schweigen aber zu jedem Unrecht, das ihnen ihr Padrone angethan, einmal weil sie der deutschen Sprache oder des schweizerischen Idioms nicht mächtig sind, sodann weil sie auch in Italien an jede Art der Zurücksetzung gewöhnt sind.

Es gab einmal eine Zeit, in der die Schweiz der Hort für jede unterdrückte Meinung war, wo so mancher grosse Mann seinen Zufluchtsort im Lande der Toleranz fand. Das hat sich bereits geändert;

schon trachtet man danach, auch hier jede freie Geistesregung zu unterdrücken. Ein Anarchistengesetz ist seit längerer Zeit in Wirksamkeit; ein Sozialistengesetz wäre so recht nach dem Herzen der schweizer Spießbürger und die haben doch noch recht beträchtlichen Einfluss. Und diese sind es auch, die wir für die Fremdenhetzen verantwortlich machen, die, deren Sprachorgan der famose Major Attenhofer mit seinem „Stadtboten“ ist. Man sollte kaum glauben, dass es in der Schweiz erlaubt ist, in der Weise, wie es dieser Revolver-Journalist thut, Angehörige einer fremden Nation zu beleidigen. Seit Jahren hetzt der Herr gegen die „Tschinggen“ (Schimpfwort für die Italiener) und gegen die „Schwoben“ (Schimpfwort für alle Deutschen, insbesondere deutsche Arbeiter); ja er rühmt sich dessen und verspricht den Deutschen die Inscenirung einer gleichen Hetze wie sie die Italiener soeben zu erleiden hatten. Aus Anlass eben dieser Krawalle in Aussersihl beschuldigt er deutsche Arbeiter, ihn provoziert zu haben, giebt er die Meinung kund, dass deutsche Arbeiter an Allem schuld seien.

In dem Aufrufe, den der Regierungsrath bei diesen Unruhen recht spät erliess — die schweizerische Arbeiterpartei hatte das bereits 3 Tage früher gethan — heisst es: „Die Strafe des Aufruhrs ist für die Anstifter und Anführer Gefängniss, verbunden mit Geldstrafe, ersteres nicht unter 2 Jahren . . .“ Wohlan, wer noch zu lesen vermag ohne Vorurtheil, der wird sehen, dass Herr Attenhofer in seinem „Stadtboten“\*) sich nicht nur der Urheberschaft des Italienerkrawalls rühmt, sondern, dass er auch eine Schwabenschlacht inscenirt wünscht. Wir wollen nicht in den Fehler dieses sauberen Herren verfallen, ihm etwa der Bundesbehörde oder dem Regierungsrath zu denunziren; aber das müssen wir doch sagen, dass dieser Herr uns mit kältestem Blute denunziren würde, hätten wir, wie er, etwa vice versa die deutsche Bevölkerung gegen die Schweizer jahraus, jahrein gehetzt. Man wird sagen, was verschlägt es, wenn ein Revolver-Journalist in seinem Winkelblatt unsere deutschen Arbeiter mit Koth bewirft; er hat doch unter den freien, denkenden Schweizern keine Anhänger. Wäre dem so, wir würden uns hüten, dem Manne durch unsere Feder zu irgend einer Bedeutung zu verhelfen. Er ist aber die unsaubere Cloake,

durch die eine gewisse konservative Richtung ihre Exkremente auf die arbeitenden Fremden entleert. Das Tieftraurige, Beschämende ist, dass Schweizer sich noch auf einem so niedrigen Kulturzustand befinden, dass sie eines solchen Mannes Gesinnung theilen. Die Leute vergassen, dass der grösste Theil der arbeitenden Bevölkerung sich aus Fremden zusammensetzt und dass es vornehmlich deutsche Arbeiter und auch deutsche Flüchtlinge sind, die die Mehrzahl der schweizerischen Industriezweige begründet haben. Ohne diese besässe die Schweiz, ausser minderwerthiger Kleinindustrie, vielleicht nur die Uhrmachelei und die Fremden-Industrie, in der sie es allerdings weit genug ohne fremde Hilfe zu bringen vermochten.

Herr Attenhofer & Co. verlangen u. a. Polizeiaufsicht der Lokale, in denen die deutschen Arbeiter verkehren; Stellung unter Polizeiaufsicht oder Verhaftung sämtlicher sog. sozialistischen Führer; Entzug aller sogen. Toleranzkarten. Damit würde in der Schweiz endlich die politische Toleranz aufgehoben und die freie Schweiz könnte ganz gut Russland an die Seite gestellt werden. — Der konservative Schweizer verlangt vorstehende Massregeln oder er wird, wie Herr Attenhofer sagt, „eine Schwabenschlacht“ insceniren, „gegen die der Tschinggenrummel nur Kinderspiel ist.“

Wie der Antisemitismus den Groll der Kleinbürger gegenüber der wachsenden Macht des Grossbetriebes speziell auf die jüdischen Mitbürger lenkt, so hat der schweizerische Konservative kein besseres Mittel für seinen Kleingewerbetreibenden als den Schwabenhass und für den Arbeiter den Tschinggenhass.

A. G.

Die nächste **Naturforscher- und Aerzte-Versammlung** wird in Frankfurt a. M. tagen. Dem Programm entnehmen wir folgende Angaben: In den allgemeinen Sitzungen werden Vorträge halten: Büchner (München) über „Biologie und Gesundheitspflege“; Lepsius (Darmstadt) „Kultur und Eiszeit“; Verworn (Jena) „Erregung und Lähmung“; Below (Berlin) „Praktische Ziele der Tropenhygiene“; Weigert (Frankfurt a. M.) „Neue Fragstellungen in der pathologischen Anatomie“. Ferner wird in einer gemeinsamen Sitzung der medizinischen Hauptgruppen unter dem Vorsitz des Leipziger Anatomen His über die „Ergebnisse der neueren Gehirnforschung“ verhandelt werden. Berichterstattungen haben übernommen: Flechsig (Leipzig)

\*) No. 31 vom 2. August 1896 in dem Artikel 6: „Die Tschinggenschlacht“.

„Ueber die Frage der Lokalisation der geistigen Vorgänge“; Edinger (Frankfurt a. M.) „Ueber die Entwicklung der Gehirnbahnen in der Thierreihe“; Bergmann „Ueber Gehirngeschwülste“.

### Von den Hochschulen.

Tübingen, Juli 1896. Tübingen dürfte wohl die erste Universität in Deutschland sein, die in ihrem Vorlesungsverzeichniss eine Vorlesung über den historischen Materialismus aufweist. Im „W. S.“ 1896/97 wird nämlich laut Ankündigung Herr Traub, Repetent am evangel.-theolog. Seminar („Stift“), „über das Verhältniss der materialistischen Geschichtsauffassung zur christlichen“ lesen. Bemerkenswerth ist, dass Herr Traub Theologe ist; die Herren Theologen machen nämlich hier am Meisten in der sozialen Frage.

So sehr das spätkommende zünftige Interesse am historischen Materialismus zu begrüßen ist, so ist doch der Zweifel erlaubt, ob die Vorlesung, die ja doch nur von wenigen jungen eingebildeten „Stiftsköpfen“ besucht werden dürfte, in Tübingen von grösseren Folgen sein wird. H. L.

### Streifzüge und Streitfragen.

Unter der Ueberschrift: „Germanischer Individualismus“ nimmt Julius Hart (in der Beilage „Rundschau“ zur neugegründeten „Deutschen Zeitung“ Friedrich Langes No. 81, 82, 94, 95) vom rassenphysiologischen Standpunkt aus Stellung zu den beiden Weltanschauungen eines Nietzsche und eines Tolstoi. Diese beiden Antipoden gelten für gewöhnlich als Vertreter des Egoismus und des Altruismus schlechthin. Speziell geht Friedrich Nietzsche von diesem Gegensatze aus und will durch seine Predigt die arische Herrennatur vom orientalischen Knechtsinn befreien; er identifizirt den Egoismus mit dem Individualismus im Allgemeinen und die demüthige Selbstentäusserung eines Christus und Tolstoi mit jenem allmenschlichen Gerechtigkeitsgefühl (wie es z. B. der moderne Sozialismus vertritt). Deshalb giebt es für ihn nur ein Für oder Wider, ein Herrschen oder Beherrscht werden; er glaubt, es gäbe nur Hammer und Ambos, während beide vielleicht doch nur Werkzeuge sind zum Friedenswerke der Zukunft.

Dem gegenüber weist nun Hart nach, dass man wohl unterscheiden müsse, zwischen der Weltanschauung der blonden Germanen und der braunen Graeco-Romanen. Beide sind zwar langköpfige Arier

und „gemeinsam haben sie beide das arische Wesen, den realistischen Sinn der Weltbejahung und der Weltfreudigkeit, den Thatendrang, die Kampflust, die Besitz- und Eroberungsbegierde“. Nunmehr aber scheiden sich die Wege. Der Südeuropäer sieht seine Individualität stets bedroht von den Andern, die er als seine Feinde ansieht und die er zu vernichten oder zu beherrschen trachtet. So entsteht zunächst ein bellum omnium contra omnes; indem dann die zufällig Stärkeren siegen und den Individualismus der anderen unterdrücken, entstehen die aristokratischen und plutokratischen Staatsformen in Athen wie in Rom, in Venedig wie in Paris. Und indem in der herrschenden Klasse jener Kampf fortgesetzt wird, entstehen die mehr oder weniger erfolgreichen Staatsreichbestrebungen eines Alkiabades und Julius Caesar, Marino Falieri und Cesare Borgia, eines Richelieu und Napoléon. Und an diese fortwährend gegen einander ankämpfenden Richtungen des Anarchismus, der Oligarchie und des Caesarenthums schliesst sich Macchiavelli als Theoretiker der braunen Bestie und der Jesuitenorden als Verkörperer dieser Theorie auf religiösem Gebiete an.

Dem gegenüber stellt das Germanenthum, das jeden einzelnen Volksgenossen als Individualität anerkennt, das Shakespearsche Wort: „O, herrlich ist's, besitzt Du eines Riesen Kraft — doch grausam, wie ein Riese sie gebrauchen.“ Doch hat es bis jetzt nicht durchdringen können. Durch zweieinhalb Jahrtausende hat der Romanismus die Hegemonie der gesitteten Welt innegehabt; nur im Mittelalter hat er sich vorübergehend vom nicht-arischen Orientalismus überwinden lassen, um dann in der Renaissance wieder aufzuleben. Der Slavismus aber, der aus Vermischung der turanischen Urbevölkerung Europas und einiger sprachlehrender arischer Elemente entstanden ist, hat nie eine selbstständige Kultur hervorgebracht, sondern ist in seinen östlichen und südlichen Bestandtheilen ganz der mystischen Askese des Orients unterlegen, wie es sein jetziger Wortführer Tolstoi beweist. Die Westslaven aber unterlagen durch Vermittlung der römischen Kirche dem Romanismus; so war das polnische Reich ein Tummelplatz anarchischer und oligarchischer Bestrebungen. Von Polen stammt Nietzsche ab, und sein litterarisches Vorbild ist Macchiavelli. Nietshes Uebermensch hat

eine tiefe Angst vor der Aussenwelt, die dem Nord-Arier fremd ist; nur diese geheime Angst lässt ihn um so tollere Orgien des Lebens feiern. Nietzsche verkündet die Romantik der rücksichtslosen, südeuropäischen Renaissance, gleichwie Tolstoi die Romantik des christlich-orientalischen Mittelalters fortsetzen wird.

Soweit Hart. Man wird seinen Ausführungen wenig einwenden können. Sie erklären auch die sonderbare Erscheinung, warum Nietzsche trotz seiner erbitterten Feindschaft gegen den Sozialismus, gerade von den jüngeren Sozialisten manchen Lob erntet. Das gemeinsame arische Blut regt sich da, gemeinsam verteidigen Sozialisten und Nietzscheaner die Freiheit des Individuums gegen die Knechtung durch die vom Orient hereingebrochene Theokratie. Nur verstehen sie beide unter dieser Freiheit etwas ganz Verschiedenes. Wir die Freiheit mit den andern, Nietzsche die Freiheit über den andern. Doch hier zeigt es sich auch schon, inwiefern der Hart'sche Artikel nicht vollständig war. Da er in einem bürgerlichen Blatte erschien, so durfte nichts vom ökonomischen Materialismus drin vorkommen. Und doch versteht man ohne diesen gar nicht, warum denn eigentlich durch Jahrtausende hindurch der Romanismus geherrscht hat, und warum sich nunmehr eine Hegemonie des Germanenthums vorbereitet. Hier kommt man ohne Marx nicht aus. Es ist doch klar, dass eine kapitalistische Wirtschaftsordnung den oligarchischen Anarchismus begünstigen muss. Wenn nun aber die Natur des Romanen den oligarchischen Verhältnissen am Besten angepasst ist, so muss, so lange diese Wirtschaftsweise besteht, der Romanismus der gesammten Kulturepoche den Stempel aufdrücken. Jede Zeit steht unter dem Einfluss desjenigen Volkes, dessen Gehirn eine Weltanschauung produziert, die den augenblicklichen Lebensbedingungen, also den herrschenden Wirtschaftszuständen, am Meisten angepasst ist. Da nun ein Individualismus, dem sympathische Regungen ebenso wie antipathische angeboren sind, und der deshalb die Individualität der andern anerkennt, nur auf dem Boden des Kollektivismus möglich ist, so muss, falls dieser Individualismus wirklich, wie Hart annimmt, der nord-arischen Rassereligion entspricht, das Germanenthum das führende Element der sozialistischen Zukunft sein. (Das Vorherrschen des Deutschthums auf

dem Theater, das uns Holz in voriger Nummer versprach, wäre dann nur eine Theilerscheinung davon.)

Durch Vermittlung des Darwinismus erreichen wir also eine Versöhnung der Anschauungen von Marx mit denen Dührings. Die ökonomisch-materialistische und die phylogenetisch-materialistische (alias: rassenphysiologische) Geschichtsauffassung steht gar nicht in dem Gegensatz, wie ihre Urheber es annahmen. Und hierbei findet auch Nietzsche seine Rechnung. Denn wenn die germanische Form des Individualismus unter dem herrschenden Kapitalismus noch unmöglich ist, und wir nur die Wahl haben zwischen der Knechtung unter die christlich-ethische Theokratie und dem Kampf auf Seiten des letzten Propheten der Renaissance, so wollen wir lieber noch die ehrliche Brutalität in Kauf nehmen und uns mit allen Kräften wehren gegen die grosse Wassersuppe, mit der Tolstoi von Osten her unser Europa zu überschwemmen droht.

Ob nicht aber doch in Ibsen, Hauptmann u. a. schon die ersten Schwalben der individualistischen Gerechtigkeit der Nord-Arier sich melden? Und ob nicht auch in Zola ein Reis davon auf fremden Stamm gepfropft ist?

O. Ch. Kalk.

### Litteratur.

Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze, herausgegeben von Eduard Fuchs. 11., 12. und 13. Heft. **Thomas Morus, Utopia**, übersetzt und mit sachlichen Anmerkungen versehen von Dr. Ignaz Emanuel Wessely. München 1896.

Durch das vortreffliche Buch von Kautsky „Th. Morus und seine Utopia“, Stuttgart 1888, ist das Interesse für dieses Werk des englischen Kanzlers in weiteren Kreisen wieder geweckt worden. Durch Kautsky war zuerst in ausführlicher und erschöpfender Weise die Bedeutung der Utopia für den Sozialismus hervorgehoben worden. Sie ist die erste Schrift, die für den Kommunismus Propaganda macht und das zu einer Zeit (die Utopia ist 1516 erschienen), wo die heutige wirtschaftliche Entwicklung noch in den Kinderschuhen stack. Wenn man sich die damaligen Zeitumstände vergegenwärtigt, dann scheint es um so erstaunlicher und bewundernswerther, dass ein Mann dieser Zeit solch freisinnigen Ideen huldigte, wie sie in der Utopia in Bezug auf Eigenthum, Religion u. a. m. ausgesprochen sind.

Die Utopia zerfällt in zwei Bücher. Das erste, nach dem zweiten entstanden, zeigt in einem Gespräch, zu welchen unseligen Zuständen die bestehenden Staatsformen geführt haben, das zweite, wie ein vernünftig regierter Staat aussieht. Den Bericht über diesen Staat lässt Morus durch eine erfundene Person geben, einen Reisenden mit Namen Hythlodacus.

Trotz der Wichtigkeit der Utopia für die Geschichte des Sozialismus gab es bisher keine brauchbare deutsche Uebersetzung. Die letzte zugängliche ist 1846 bei Reclam erschienen (von H. Kothe, heute in die Universal-Bibliothek 513/514 übergegangen). Aber diese Wiedergabe ist, wie schon Kautsky drastisch zeigt, unter aller Kritik, so dass man die Utopia in dieser Uebersetzung lieber gar nicht lesen sollte.

Die neue uns vorliegende Uebersetzung entspricht ziemlich allen Anforderungen, wenn man von der leider recht häufigen Steifheit des Ausdruck absieht. Man merkt sofort, dass aus dem Lateinischen übersetzt worden ist. Dagegen ist diese Ausgabe im wohlthuenden Gegensatz zu sämtlichen übrigen deutschen, die die Utopia nur gekürzt und verstümmelt enthalten, eine vollständige Wiedergabe des lateinischen Urtextes und mit allen möglichen Zuthaten versehen, die das Buch zu einem werthvollen gestalten. Ein gutes Bild von Morus (nach Hans Holbein) macht den Anfang. Dann folgt ein Vorwort des Herausgebers, das eine kurze Biographie von Morus und eine Würdigung und Druckgeschichte der Utopia und ihrer deutschen Uebersetzungen enthält, schliesslich der eigentliche Text, der sich eng an die lateinische November-Ausgabe der Utopia vom Jahre 1518 schliesst, nicht nur in der Uebersetzung der eigentlichen Darstellung und in der Wiedergabe aller Briefe und Gedichte, die dieser Ausgabe gleichsam als Vorrede beigegeben sind, sondern auch in der phototypischen Nachbildung der Bilder, Randleisten und Vignetten. Selbst die Randglossen hat sich der Herausgeber nicht sparen zu dürfen geglaubt. Eine Menge von werthvollen sachlichen Anmerkungen des Uebersetzers sind dem Text beigefügt und dienen nicht wenig dazu, die Utopia dem Verständniss des Lesers näher zu führen.

Wir können dem Buche nur die Verbreitung wünschen, die es verdient.

Wg.

Im Frühlingssturm. Erlebtes und Erträumtes von Hans Benzmann (Grossen-

hain und Leipzig bei Baumert & Ronge). Lyrische Gedichte, ein ganzer Band von rund 200 Seiten.

Es gehört ein grösserer Muth dazu, sie zu lesen, als sie drucken zu lassen, oder gar zu schreiben. — Und doch — man lese sie nur! Ich habe mitunter meine Freude gehabt. Benzmann beherrscht die Sprache, das ist schon viel werth. Die Verse sind vielfach überraschend wohl gelungen. Die Form harmonirt meist mit dem Inhalt. — Erlebtes und Erträumtes nennt der Dichter seine Sammlung: Ich gebe zu, oder ich präsumire arglos, dass Alles, was er da geschrieben, ihn auch einmal irgendwie innerlich bewegt hat, auch das „Erträumte“. Boshafte Leute behaupten, dass ein junger Dichter, der erst einmal weiss, wie seine Schrift zum Druck räumlich sich verhält, nicht nur Gedichte macht, die er schon empfunden hat, sondern auch zuweilen solche, die er erst im Bedarfsfall sozusagen sich zurecht empfinden muss, das soll denn — sagen die Spötter — den Zweck haben, den der armen Mitwelt zgedachten Band recht umfangreich zu gestalten. — Das nehme ich bei Benzmann nicht an. Wie aber geschieht es, dass der Frühlingssturm, den er entfesselt, ausser manchem frischgrünen Blatt, manchem Blüthenduft, manchem rauhen, herbstlichen Hauch, der vom letzten Sterben der Natur, vom letzten Blätterfall herrihren mag, dass derselbe Frühlingssturm auch manchen werthlosen Papierschnitzel mitwirbelt?

Ein guter Vater liebt seine Kinder alle gleichmässig, die schönen, wie etwa die krüppel. Das gleiche Gefühl darf er aber nicht bei jedem Fremden voraussetzen. Darum lasse er daheim ein Kind, das durch sein Aeusseres Missvergnügen erregen könnte, wenn er auf Fremde einen günstigen Eindruck machen will.

Ebenso auch steht es mit Gedichten. — Wir wollen nicht wissen, was irgend Jemand in einer unglücklichen Stunde an krüppeligen Gedanken oder Empfindungen zu Tage gefördert hat. Wir lassen uns das nicht aufdrängen; solche Geburten passiren uns selbst alle Tage, ohne dass wir uns berechtigt fühlten, dafür das Interesse Anderer zu beanspruchen. Es muss doch wahrlich auch nicht Alles gedruckt werden. Sichten und sondern, Herr Dichter! Das ist die Hauptsache. — Die heutige Lyrik krankt daran, dass die Herren Poeten irgend eine halbe dumpfdämmernde Empfindung auf's Papier bringen, und möglichst sofort drucken lassen, weil

sie die deutliche Empfindung haben: „Noch einen Augenblick daran gearbeitet, und aus dem ganzen mystisch verbrämten Gefühlchen entpuppt sich der wahre Kern“, nämlich eine Trivialität, und der Leser sagt voll Missmuth: „Viel Lärm um nichts!“ Ein gut Theil des „Erträumten“ hätte Herr Benzmann bei Zeiten in den Ofen thun können, dann hätte ein mitleidiger Wintersturm es ohne Aufsehen durch den Schornstein entführt zu Aller Nutzen.

Man muss auch nicht Alles für wichtig halten, was einem so von ungefähr durch den Kopf fährt. Das führt zu einem uneidlichen Kokettiren mit der Originalität, die, wenn sie vorhanden ist, schon von selbst bemerkbar wird, das erzeugt dann unerfreuliche Herzensergüsse, wie „Ich und ich“ (Seite 161). — So unterscheiden wir uns Alle vom stumpfen Philisterpack, Herr Benzmann, wir Alle, die wir mit-schaffen wollen, am Werke unserer Zeit. Da haben Sie nichts voraus vor uns.

Aber genug des Tadels. — Im Grossen und Ganzen wirkt das Buch erfreulich, mitunter erhebend. Liebeslieder ohne geilen Sexualismus sind selten. Hier finden wir eine vornehme Erotik. Gedanken-lyrik in Nietzsche'schen Bahnen — das macht Freude. — Aber für das Tendenziös-soziale fehlt unserm jungen Dichter scheinbar das Organ.

Schonungslose Selbstkritik, weise Selbstbeschränkung, dann kann der Name Hans Benzmann einmal guten Klanges werden. — Viel Glück! —

O. T.

### Reuven.

In der „Freien Bühne“ beschäftigt sich Prof. Platter mit der „Zukunft der Sozialdemokratie“. Wir würden nicht Notiz davon nehmen, wenn es sich um einen deutschen Professor handelte. Aber in der „freien“ Schweiz, warum denn nicht? Zuerst macht sich die Sache auch ganz gut: es werden eine grosse Anzahl reichs-deutscher Verordnungen, Urtheile, Zeitungs-ausschnitte u. s. w. geschickt zu-sammengestellt, um zu zeigen, wie Sozial-demokraten geradezu gezüchtet werden. Darauf folgen ausführliche Zitate aus der von uns schon besprochenen Broschüre von Hans Müller über die „Stärkung der Sozialdemokratie durch die Konsum-genossenschaft“. Während Müller zu-gegeben hatte, dass die Partei in nicht allzu langer Zeit den deutschen Polizei-staat stürzen könne, dann aber ausser Stande sei, den Sozialismus einzuführen,

hält Platter gerade das letztere für mög-lich, bestreitet aber das erstere. Seine Argumente widersprechen jedoch selbst einander. Zuerst wird behauptet, dass noch lange nicht Jeder, der einem Sozialdemo-kraten seine Stimme gäbe, Sozialist oder Demokrat zu sein brauche. Gleich darauf heisst es dann: Wenn man einen beliebigen deutschen Staatsbürger, der nicht selbst Sozialdemokrat sei, über diese Partei aus-frage, so zeige er „Hass und Wuth in Stimme und Geberde“. Wenn das letztere richtig ist, so folgt daraus, dass Niemand so leicht sozialdemokratisch wählen wird, der nicht von der Nothwendigkeit des Kollektivismus überzeugt ist. Also ist das erste Argument hinfällig; die sozial-demokratischen Wähler sind in ihrer über-wiegenden Masse Kollektivisten, und wir können hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Oder, falls das erste Argument doch richtig sein sollte, so wäre das ein Beweis, dass weite Kreise des Mittelstandes der demo-kratischen Republik zuneigen, ohne Sozial-isten zu sein. Wir kämen dann nie-mals zu dem Platter'schen Resultat, sondern zu dem Müller'schen, und müssten desto mehr dessen Rathschläge in Bezug auf Konsumgenossenschaften und Waarengeld befolgen. — Auf jeden Fall, mag nun Aus-sicht auf Zuzug bürgerlicher Elemente vorhanden sein, oder nicht, fällt die Be-hauptung des Herrn Professors, „dass wir die Sozialdemokratie, so lange sie bleibt, was sie bisher gewesen, als Führerin im Kampf für politische Freiheit in Deutsch-land nicht ansehen können.“

Die „Kritik“, „Wochenschau des öffentlichen Lebens“ gehört zu den wenigen bürgerlichen Blättern, die auch gegenüber dem Sozialismus eine anständige Objektivität nicht verlieren. So erscheinen seit Anfang dieses Quartals von Tat-Twam unterzeichnete, sogenannte „Pro-vinzialbriefe“, in denen sich nicht wenige freie und kluge Gedanken finden. Im Anschluss an irgend ein mehr oder weniger sensationelles Faktum werden die Zustände, welches dasselbe zu Tage ge-fördert haben, aufzudecken versucht. So stellt der dritte Brief: „Atheistenklub“ jenen an unseren gymnasialen „Civil-Kadettenanstalten“ und „Jugendzucht-häusern“ viel gepflegten Usus, Schüler, die politisch oder religiös reifer sind, für „sittlich unreif“ zu erklären, an den Pranger. So wird in No. 95 das politische Attentat als „gefälliges Gespenst“ geschildert und seine Fruktifizierung als grösster „Machiavellismus“, als „unerträg-“

icher Zustand“ der Verachtung jedes anständigen Menschen anempfahlen. Noch interessanter ist der nächste Brief: „Im Bann des Schreiens“: Schweigend ertrug der Bauer bisher die „Unterbilanz der Lebensführung“; „das Schreien als die ungehemmte auslösende Reflexbewegung des Schmerzes, galt bisher als unzivilisirt und ordnungswidrig“; da kam der Bund der Landwirthe und nahm „das Recht und die Pflicht plebejischer Naturlaute“ „in den Ehrenkodex der Aristokratie“ auf; „der Junker hat um seiner eigenen Augenblicksinteressen willen die Bauern rebellirt, der dauernde Erfolg ist die Emanzipation des Bauern von autoritativer Herrschaft und Nothergebenheit“. „Gepriesen sei das Schreien, das Denken lehrt!“ — Der neueste Provinzialbrief „Einbund“ knüpft an die bekannten Singerschen Kongress-Worte eine Inspizierung des armseligen Waffenschatzes der „Gegner dieses Einbundes“, welche „die gewaltige sozialistische Weltsprache . . . . mit den stammelnden Lauten nationaler Parteisprache überwinden“ wollen. Die „Vielbündner“ hätten „keine Ursache, aus dem Verlauf des Londoner Kongresses neue Lebenshoffnungen zu schöpfen“.

In No. 26 vom „Magazin für Litteratur“ bespricht Ploecker-Eckardt die Reichstagspetition des deutschen Bühnenvereins, eine „Akademie für Schauspielkunst“ auf Reichskosten zu errichten. Man solle keine übertriebenen Hoffnungen darauf setzen. Neben einer solchen Hochschule würde doch immer die praktische Ausbildung in der Schulung irgend eines guten Theaters erfolgen müssen.

Im „Kunstwart“ wird durch einen Artikel über „Litterarische Erziehung“ (No. 20) von A. Bartels, in mehrfacher Beziehung unser Widerspruch herausgefordert. Es wird nämlich da eine Stufenleiter aufgestellt, nach welcher man dem heranwachsenden Kinde nach und nach die deutschen Klassiker in die Hand geben solle. Mit 9 Jahren Körner, 12 Jahren Schiller, 14 Jahren Uhland, Chamisso, Klopstock, Herder, Wieland und Lessing, 16 Jahren Goethe, 18 Jahren Shakespeare, ferner während der ganzen Zeit als Zukost Scott, Freytag, Scheffel (!). Dann würde der junge Mann leider wohl auf Heine kommen; man solle ihm ja ausserdem auch noch Kleist, Hebbel, Ludwig, Grillparzer, Möricke und Keller eintrichtern „und wenn sie dir gute Freunde geworden sind, dann will ich dir die Lektüre der Werke von 50 berühmten Namen

und von neun Zehnteln aller neuesten Produkte, die Aufsehen erregen, erlassen“. Also nichts von Lenau, Grabbe, Voltaire, Ibsen, Zola, Hauptmann u. s. w.? Heine nur, weil unvermeidlich, Kleist erst als Student, Kommi oder Familienvater. Und im Uebrigen diese strenge Kleiderordnung! Nein, und abermals nein. Diese Pedanterie grenzt ja an die verbotenen Listen der römischen Kirche oder die Grenzensur des russischen Zaren. Verlasst euch ruhig auf den Instinkt des heranwachsenden, noch nicht verbildeten Menschenkinds. Gebt ihm ruhig den Schlüssel zu eurer ganzen Bibliothek; vorausgesetzt, dass diese überhaupt nur aus guten Büchern besteht, so wette ich, das Kind wird ganz von allein das für seine eigene individuelle Reife gerade Passende herausfinden.

Das „Zwanzigste Jahrhundert“ (Monatschrift im Verlage von Th. Schröter, Leipzig) ist das Organ einer politischen Gruppe, welche man mit Recht für gewöhnlich in die Nähe der „Reformpartei“ und des „Deutschbundes“ stellt. Doch darf man sich diese Bruderschaft nicht zu eng denken; es sind wichtige Dinge, die das „Zwanzigste Jahrhundert“ von jenen antisemitischen Richtungen trennen. Das sieht man auch wieder an dem Leitartikel der Juninummer über „Des deutschen Volkes Noth und seine Retter“ von Dr. O. Schuchardt. Sehr wohlwollend berührt die ablehnende Stellung gegenüber der Bismarck'schen Politik. So heisst es mit Bezug auf seine That von 1866: „Wirklich grosse Männer sind vor allen Dingen auch immer grosse Gesichtskenner, und sie beginnen nicht damit, dass sie eine über ein Jahrtausend alte glorreiche Geschichte bei Seite schieben, als wäre sie nicht gewesen, und sie sind sich dann im weitem bewusst, dass eine äussere Politik nur geführt werden kann auf Grundlage dessen, was innen ist.“ Ferner heisst es, dass die ganze äussere Politik Deutschlands sich nur dann segensreich fortentwickeln kann, wenn eine Versöhnung mit Frankreich und eine antislawische Politik Westeuropas erzielt wird. Um dies zu erreichen, wird der Vorschlag gemacht, die afrikanischen Kolonien an Frankreich zu überlassen und mit demselben dann ein Bündniss zu schliessen. Dann sei Oesterreich unter irgend einer Form dem Reichsverbande einzuverleiben und so allmählig der deutschen Auswanderung nach der Donaumündung zu die Bahn zu eröffnen. Während diese Ausführung im Allgemeinen sympathisch berührt, ist der Verfasser auf

dem eigentlich sozialen Gebiete verständnislos. Er sieht nämlich in einer solchen Auswanderung nach Art der althellenischen Kolonien die Lösung der modernen sozialen Frage. Spurlos vorüber sind an ihm alle Ausführungen gegangen, durch die sozialistische Theoretiker nachgewiesen haben, dass es überhaupt gar keine absolute „Uebervölkerung“ giebt, sondern nur eine scheinbare, die relativ ist zum Stande der ökonomischen und technischen Organisation. Wird denn all solches nur in den Wind geschrieben?

Der „Eigene“ bringt in No. 4 einen „Wurzelknollen“ überschriebenen Artikel von Saxnot, in dem sich manch tüchtiger Satz findet. So folgender: „Es ist die geringste Kunst von allen, radikal zu sein . . . Muth mag dabei eine Rolle spielen — doch mehr keck verachtender Entschluss, sicher aber mehr Kraft und Weitblick gehört dazu, sich in feiner Schwebel zwischen den Ansprüchen der Doktrinen zu erhalten, — anstatt sich gleiten zu lassen, dumpf, der Schwerkraft des einmal gefassten Prinzips folgend“. Mich dünkt, der „Eigene“ wird selbst gut thun, diese Worte recht zu beherzigen. Denn man kann wohl sagen, dass nichts so schwer ist, als ein anarchistisches Organ zu leiten. Denn zu leicht stellen sich zur Mitarbeit jene Leuten ein, denen nur daran liegt, die andern, grossen Streiter im Kampf der Zeit todtzumachen, durch Betonung der „Persönlichkeit“. So ist es dem „Sozialist“ gegangen, der zweimal ganz gut anfang und beide Mal — zu einem der unangenehmsten Organe Deutschlands geworden ist. Möge sich der „Eigene“ bei Zeiten vor dieser Gemeinschaft hüten. Denn „sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist“.

Die Julinummer der **Gesellschaft** besteht aus einer grossen Leere. Sollte das der einzige Erfolg davon sein, dass Hans Merian den Verlag übernommen hat, dass er uns durch das Blatt jene Scenen, die er im Anfange seiner „vorsündfluthlichen Romane“: „Der Urahn“ geschildert hat, veranschaulichen will. — In der Mainummer versucht Mario Carrara im Anschluss an Professor Patrici eine anthropologische Erklärung der „genialen“ Produktion des italienischen Lyriker Giacomo Leopardi zu geben; so wird der Platonismus seiner Liebesgedichte aus seiner sexuellen Impotenz, die Melancholie und die Melancholie seiner Naturbetrachtung aus anderen körperlichen Defekten gefolgert. O. Ch. K.

## Kunst-Revuen.

Im „Kunstwart“ beklagt sich Avenarius, dass in Deutschland die Plakate, Annonzen, Theaterzettel u. s. w. meist noch so wenig künstlerisch ausgeführt würden. Wie weit man in Frankreich und anderswo damit ist, davon kann man sich hier in Berlin einen guten Begriff machen, weil viele solche vom „Lokal-Anzeiger“ Unter den Linden ausgestellt werden. Auch die Zeitschrift „Affiches“ ist ja überall zu haben. —

In einem vorhergehenden Hefte des Blattes knüpft der Herausgeber an eine Besprechung der „Jugend“ allgemeinere Bemerkungen über die Bedeutung, welche die junge Künstlergeneration für den Fortschritt der gesammten ästhetischen Entwicklung habe. Es sei berechtigt und nützlich, wenn sich dieselbe durch eigene Organe Gehör verschaffe. Dennoch liege in dem Satze: „Die Jugend ist Zukunft“ insofern etwas Uebertreibung, weil ja gerade das spezifisch Jugendliche vergehen müsse, um der „Reife“ Platz zu machen. So zeichne sich das noch nicht gereifte Talent des Jünglings durch das mit der Kraft nicht immer übereinstimmende Kraftgefühl, durch die Bevorzugung des Erotischen u. A. aus. Mich dünkt, diese Warnung vor Ueberschätzung der Jugend ist recht übel angebracht in einer Zeit, wo z. B. der regierende Kaiser trotz seiner nahezu 40 Jahre von vielen Seiten noch als zu jugendlich angesehen wird. Wenn Avenarius zum Schluss an der jungen Kunst tadelt, dass sie zu stilisiren beginne, so verstehen wir diesen Tadel noch weniger. Es wird doch wirklich Zeit, dass man aus der rein negierenden Kritik einerseits und der übersprudelnden Einzelschöpfung andererseits in ein zwar neues, aber stetiges Fahrwasser gelange. Gerade das hätte Herr A. doch zeigen sollen, dass die neue Kunstrichtung, wie sie sich in Pan, Jugend und Simplicissimus offenbart, mit Nichten mehr so unreif ist, als er glaubte.

Ueberschaute man die vier Julinummern der „Jugend“, so findet man, dass gerade in diesen Anfängen eines neuen Stils, in den zeichnerischen Beiträgen neben den Farbenakkorden auf den Umschlägen, die Hauptbedeutung des Blattes liegt. Und zwar besteht dieses eigenartige Stilisiren darin, dass der subtil beobachtete Mikrokosmos in Zusammenhang mit den mathematischen Grundanschauungen des menschlichen

Geistes gebracht wird. Es sind fast immer Blumen, Insekten oder noch kleinere Gebilde, die das Rohmaterial liefern. Dies kann dann auf verschiedene Weise angeordnet sein. Entweder sie werden einfach multipliziert, d. h. es werden eine Anzahl annähernd gleich aufgefasster Corpuscula mit einander oder alternierend mit einem organisch dazu gehörigen, aber anders gestaltigen Corpusculum verbunden. Hierbei kommt es hauptsächlich auf eine harmonische Ausnutzung des Raumes an. Als Beleg für diese Art führe ich die untere Leiste zur „Kahnfahrt“ von Muenzer in No. 28 an: Die grossen Blätter von *nymphaea alba* sind tellerförmig in gleichmässigen Abständen ausgebreitet. Der Zwischenraum wird jedes Mal durch zwei Blüten derselben Seerose ausgefüllt, und in den am Blattansatz entstehenden Spalt ragt je ein Knöspchen hinein. Jedes einzelne dieser Gebilde ist nicht etwa typisch, wie z. B. auf den gewöhnlichen Tapetenmustern, sondern so individuell aufgefasst, dass es sich von jedem andern Schwestergebilde unterscheidet. Und doch ist die Anordnung dieser Individuen so gesetzmässig, dass die ganze Zierleiste als Symbol der geraden und ungeraden Zahlen von 1—11 aufgefasst werden kann, während jede Blüthengruppe für sich eine biologische Formel des Begriffs „Zweieinhalb“ darstellt. — Ein anderes Schema ist das, dass nicht viele Elemente multipliziert, sondern ein Gebilde dividirt, d. h. in seine Theile aufgelöst wird, und diese Theile dann nach einfachen geometrischen Proportionen angeordnet werden. Hierfür bildet der von Eckmann entworfene Rahmen zu dem Gedichte „Muth!“ von Hirschberg in No. 27 ein Beispiel. Jede Hälfte desselben besteht aus einem weissen Caryophyllaceenbüschel mit drei Niederblättern, drei Stengeln, vier Laubblättern und vier Blüten, von denen die zwei entfalteten ihre Blumenblätter und Staubfäden symmetrisch zur Blütenaxe stellen. Setze ich noch hinzu, dass die Abstände aller dieser Theile untereinander deutlich den Gesetzen der analytischen Geometrie entsprechen, so wird Jeder, der dies nur aus der Beschreibung kennt, eine wahre Gänsehaut bekommen vor der Tyrannei des Schemas. Und doch, wenn man diesen Linienfluss sieht und den Frieden, der von dieser Zahlenharmonie ausgeht, auf sich wirken lässt, so weiss man, dass dieser Kunst eine Zukunft gehört, eine Zukunft, die um so erlösender wirken wird, weil unsere Nerven sich aus der

verwirrenden Aufdeckung ungeordneter Details heraus darnach sehnen, wieder einmal die grosse Symphonie des Kosmos zu hören. — Eine dritte Art Stilkunst sucht auch menschliche Figuren in ihre Gesetzmässigkeit hineinzuziehen. Dies Verfahren hat bis jetzt jedoch nur selten zu glücklichen Resultaten geführt. Der menschliche Körper ist zwar im Grunde genommen metamer, also streng mathematisch aufgebaut. Aber diese Metamerie auch im fertigen Leibe aufzuspüren, ist eine schwierige Aufgabe für einen Künstler, an die meines Wissens noch kaum einer herangegangen ist. Statt dessen versuchen die Meisten eine Schematisirung der äusseren Gewandung, und Anpassung derselben an die umgebende Flora, Fauna oder Architektur. So Feldbauer mit seinen Orchideen in No. 29, Exter mit seinem Engel in No. 30. Namentlich ersterer ist in den Fehler gefallen, nur eine Auffrischung des Archaismus mit seinem steifen Faltenwurf zu geben. Dagegen ist Br. Paul's obere Leiste zu dem Gedichte „Seelen“ von V. Hardung recht gelungen; er hat es aber auch in sofern bequemer, als er zwei Figuren einander gegenüberstellen konnte, und nur deren Symmetrie nachweisen brauchte.

Das Grosse an allen diesen Stilisirungsversuchen ist das, dass sie nicht in's Schematisiren verfallen. Im Gegentheil. Jedes Gebilde wird mit naturalistischen Sinnen so individuell dargestellt, dass man seine Spezies bestimmen könnte: Diese Kunst reiht sich also würdig dem Zeitalter der Naturwissenschaften an. Und auch eine soziologische Bedeutung fehlt ihr nicht: Man kann sie als ästhetische Anticipation der zukünftigen Gesellschaftsordnung auffassen, deren Grundzüge ja auch sein werden: Persönlichkeit der einzelnen, aber Gesetzmässigkeit in ihren Beziehungen zu einander.

Von den farbigen Gaben der „Jugend“ im Juli darf die grosse Aquarell-Reproduktion von Karl Vetter nicht unerwähnt bleiben: Ein nächtliches Strassenbild in München, wo durch die erleuchteten Läden und das elektrische Bogenlicht alle Gestalten und Gefährte auf dem blanken Asphaltplaster sich prachtvoll widerspiegeln.

Der „**Simplexissimus**“ druckt in No. 16 die preisgekürnte Burleske „Die gelbe Katze“ von Richard Dehmel ab. Das ist ein ganz anderes Werk, worauf der andere Preis gefallen ist. Hier ist wirklich in die Tiefe eines sozialen Problems hinabgetaucht; und hier bekommt anderer-

seits das Ganze auch seine rein persönliche Färbung, indem es dem arg betheiligten „Bruder Ernst“ in den Mund gelegt wird. Den Inhalt der tragikomischen Novelle unverfälscht wiederzugeben, ist so schwer, wie aus einer Theerose das ihr spezifische Oel abzupressen. Trotzdem sei's versucht: Ein erotisch veranlagter, in anscheinend glücklicher Ehe lebender junger Mann (ist es „Bruder Ernst“) ist drauf und dran, von einer verheiratheten Frau verführt zu werden, ohne dass diese darum von ihrem Gatten ganz lassen wollte. Er kennt seine Geliebte unter mancherlei Formen, mit dem Dienstmädchenantlitz, dem Hexengesicht u. s. w.; aber über ihr innerstes Wesen ist er sich doch noch nicht klar. Da sieht er auf einem Spaziergang mit ihr eine Katze, gelb von der Sonne beleuchtet. Dieser Anblick eines so „unbestimmten“, gleichgültigen Ereignisses, prägt sich bei ihm ein und nimmt im Traum bestimmte und entscheidende Formen an. Eine Person, die halb der schönen Frau, halb der gelben Katze gleicht, führt ihn in einen Saal, wo noch viele solche Katzen in Balltoilette je von mehreren kleinen Herren in mausegrauen Fräcken umtanzt werden. Er selbst und der Mause-Gatte müssen auch unwillkürlich und unaufhaltsam tanzen. — Es ist das Problem von der männermordenden Koketterie der weiblichen Décadence. Während unter gesunden Verhältnissen der Mann das Schicksal des ihn liebenden Weibes wird, wie er es formt, nach seinem Bilde, so verzerrt sich das Verhältniss innerhalb der kapitalistischen Degeneration in sein Gegenheil: Das Weib wird nur für den Mann erzogen und bleibt ohne geistige Interessen; die Ehe wird nur ein physischer Akt und als solcher bald langweilig, besonders für den ungebildeteren, weiblichen Theil. So kommt die Frau dazu aus purem Abwechslungsbedürfniss anderen Männern nachzustellen; die reinliche Scheidung wird durch tausend Rücksichten verhindert; der Liebhaber erreicht nicht das, wozu seine Natur ihn treibt; er bleibt unbefriedigt, reibt sich selbst auf und wird dadurch wieder der Frau lästig, die sich bereits nach weiteren „Mäusen“ umsieht . . . u. s. w. mit Grazie ad infinitum. —ch.

### Notizen.

Wie wir einer **Statistik des Zeitungswesens** entnehmen, beträgt die Gesamt-

zahl der Zeitungen auf der ganzen Erde zirka 41 000, von denen auf Europa zirka 24 000 entfallen. Die grössten Zeitungszahlen weisen folgende 8 Staaten auf:

|                              |      |
|------------------------------|------|
| Deutschland . . . . .        | 5500 |
| Frankreich . . . . .         | 4100 |
| England . . . . .            | 4000 |
| Oesterreich-Ungarn . . . . . | 3500 |
| Italien . . . . .            | 1400 |
| Spanien . . . . .            | 850  |
| Russland . . . . .           | 800  |
| Schweiz . . . . .            | 450  |

Vergleicht man obige absolute Zeitungszahlen mit der Bevölkerungsziffer der einzelnen Länder, so erhält man folgende Tabelle:

| Land               | Einwohnerzahl<br>in Millionen | Zahl<br>der Zeitungen | Auf je eine<br>Zeitung entfallen<br>Einwohner |
|--------------------|-------------------------------|-----------------------|-----------------------------------------------|
| Russland           | 100                           | 800                   | 125 000                                       |
| Deutschland        | 50                            | 5500                  | 9 272                                         |
| Oesterreich-Ungarn | 43                            | 3500                  | 12 285                                        |
| England            | 38 $\frac{1}{2}$              | 4000                  | 9 625                                         |
| Frankreich         | 38 $\frac{1}{2}$              | 4100                  | 9 390                                         |
| Italien            | 30 $\frac{1}{2}$              | 1400                  | 21 785                                        |
| Spanien            | 17 $\frac{1}{2}$              | 850                   | 20 470                                        |
| Schweiz            | 3                             | 450                   | 6 666                                         |

Nach der relativ grössten Zeitungszahl sind die 8 Staaten also folgendermassen zu ordnen:

1. Schweiz,
2. Deutschland,
3. Frankreich,
4. England,
5. Oesterreich-Ungarn,
6. Spanien,
7. Italien,
8. Russland.

Aus der erwähnten Statistik seien noch folgende interessante Zahlen hervorgehoben:

Es weisen Zeitungen auf:

Die Vereinigten Staaten von

Nord-Amerika . . . . . 12 500

Kanada . . . . . 700

Australien . . . . . 700

Asien . . . . . 300

Von den 300 entfallen allein auf Japan 213. Die Einwohnerzahl Japans beträgt zirka 41 Millionen; es kommen also auf je eine Zeitung 192 535 Einwohner, also immer noch 67 535 mehr als in Russland, dem rückständigsten Staate Europas.